Band 965 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Killerbaum



Band 965 ● 2,20 DM
Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2600 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Der Killerbaum

John Sinclair Nr. 965

von Jason Dark

erschienen am 07.01.1997

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Der Killerbaum

An einem wunderschönen Frühlingstag im April machte Malcolm Lindner die schrecklichste Entdeckung seines Lebens! Dabei hatte alles so harmlos begonnen. Seit zwei Jahren Rentner, hatte er es sich angewöhnt, viel und lange spazieren zu gehen. Der nahe Wald lud praktisch dazu ein. Seine Frau Betty war noch berufstätig, und so konnte sich Lindner die Zeit für seine Spaziergänge einteilen. An diesem Mittwoch, der wirklich von der Sonne verwöhnt wurde, mußte Betty zur Mittagschicht, und so konnte er sich Zeit lassen. Am späten Nachmittag streifte er die Wanderjacke über, nahm den knotigen Spazierstock und verließ die Wohnung. Auf direktem Wege marschierte Lindner über die neue Straße zum Wald. Er war allein unterwegs. Trotz seiner fünfundsechzig Jahre gehörte er noch zu den rüstigen Männern. Das alltägliche Wandertraining hatte ihm eine gute Kondition verschafft, und der war in der Lage, mit manch jüngeren Menschen Schritt zu halten.

Eigentlich hätte sich Malcolm über das Wetter freuen müssen, aber die richtige Wanderfreude wollte nicht aufkommen. Den Grund kannte er nicht, und es fiel ihm auch keiner ein. Einen schlechten Tag hatte er nicht gehabt du sich auch mit Betty nicht um irgendwelche Kleinigkeiten gestritten, vielleicht lag nur einfach etwas in der Luft, das die Laune und den Schwung der Menschen in den Keller drückte.

Jedenfalls beschloß er schon vor Erreichen des Waldes, den Spaziergang nicht zu lang werden zu lassen. Die kleine Runde mußte für heute reichen.

Der Winter war vorbei. Lange genug hatte er die Menschen gequält.

Erste sonnige Tage hatten die Natur nahezu explodieren lassen. Fast wie aus dem Nichts war überall das Grün entstanden, und die Bäume des Waldes leuchteten in einer hellen, wunderschönen Farbe.

In den Gärten blühte es. Magnolienbäume breiteten ihre Blätter aus wie weite Kelche, und der besondere Geruch des Frühlings schwebte in der Luft.

Auch der Wald hatte seinen Geruch verändert. Malcolm merkte es, kaum daß er ihn betreten hatte.

Er roch nicht mehr so alt, so feucht. Nicht nach Verfaultem und Vergänglichem. Das helle Grün der Blätter wetteiferte mit dem dunklen der Tannen und Fichten.

An dieser Stelle war der Wald besonders dicht, und man mußte schon gewisse Pfade kennen, um ihn durchstreifen zu können.

Lindner kannte sich sehr gut aus, aber er blieb auf dem schmalen Pfad, um nicht noch mehr Natur zu zerstören. Die Vögel schienen ihn allmählich zu kennen; sie fühlten sich von ihm nicht gestört, und ihr Gezwitscher begleitete ihn zumeist.

Zumeist - aber nicht heute!

Lindner war schon ziemlich tief in »sein« Gebiet eingedrungen, als ihm die Stille auffiel. Der Mann mit den grauen Haaren, die er ziemlich lang hatte wachsen lassen, blieb stehen und runzelte die Stirn. Zuerst glaubte er noch an einen Irrtum, aber das stimmte nicht. In seiner Umgebung war es tatsächlich still.

Seltsam…

Er räusperte sich. Erst leise, dann lauter. Die Geräusche sollten ihn beruhigen.

War er nicht allein im Wald? Lindner schaute sich um, aber da war nichts.

Manchmal verschwanden die Vögel ja auch, wenn eine Katze herumstreunte. Doch dabei warnten sie ihre Artgenossen durch ein schrilles Pfeifen vor der Gefahr.

Heute blieb alles still.

Malcolm gehörte nicht unbedingt zu den ängstlichen Menschen, sonst wäre er nicht durch den Wald spaziert, aber das Verhalten der Umwelt

bereitete ihm schon Sorgen.
Dafür mußte es einen Grund geben. Lindner blieb zunächst einmal stehen. Obwohl es nicht zu warm war, schwitzte er, was ihn ebenfalls ärgerte. Es war ein Zeichen seiner inneren Spannung, und die wollte einfach nicht verschwinden.
Als gewissenhafter Mensch schaute er auf seine Uhr. An eine direkte Gefahr glaubte er nicht. In diesem Wald war ihm noch nie etwas Böses widerfahren. Außerdem fühlte er sich noch kräftig genug, um - auch mit Hilfe seines dicken Wanderstockes - mit irgendwelchen Psychopathen fertig zu werden.
Die Welt war voll von ihnen. Man brauchte nur die Zeitungen aufzuschlagen oder in die Glotze zu schauen, da fand man sie en masse. Malcolms Blicke verfolgten die Sekundenzeiger, wie er sich über das Zifferblatt hinwegbewegte. Eine Minute genau ließ er verstreichen, dann war auch für ihn die Zeit reif, den Weg fortzusetzen.
Verändert hatte sich nichts. Es war alles so ungewöhnlich ruhig geblieben. Er hörte auch keine anderen Geräusche. Stimmen vernahm er erst recht nicht. Dieser Wald war kein Gebiet für Jugendbanden. Die trieben sich woanders herum, wie er mal von Betty gehört hatte.
Malcolm stieß die Luft aus. Besser ging es ihm nicht. Er wollte trotzdem nicht zurück, die kleine Runde mußte einfach zu schaffen sein. Wäre doch gelacht!
Den Wanderstab packte er fester und stemmte ihn in den weichen Boden. So setzte er seinen Weg fort. Mit der freien Hand räumte er Zweige zur Seite, die ihm als Hindernisse im Weg standen. Er duckte sich, starrte nach vorn, weil er wußte, daß dieser Pfad bald in einer kleinen Lichtung enden würde.
Sie war so etwas wie ein Fixpunkt. Von dieser Lichtung aus konnte er entweder die große öder die kleine Runde drehen. Ging er die große, mußte er sich nach links wenden. Bei der kleinen nahm er genau die andere Richtung.
Die Lichtung bildete zugleich eine Mulde. Sogar recht tief. Sie war immer mit Laub gefüllt. Der Wind wehte ihn von allen Seiten her an.
Lindner ging auf den Ort zu.
Stille umgab ihn.
Auch hier hörte er keine Vogelstimme und kein Blätterrascheln. Es war windstill.
Ihm gegenüber, am anderen Rand der Lichtung, entdeckte er einen alten Baum, über den er sich gewundert hatte, solange er diesen Waldweg überhaupt ging.
Der Baum war etwas Besonderes. Er war nicht sehr hoch. Dafür hatte er aber einen unwahrscheinlich dicken Stamm, mit einer ebenfalls dicken aschgrauen Rinde. Dieser Stamm wirkte wie ein kurzer Hals,

der nicht aus einem Kopf hervor, sondern aus dem Erdboden ragte, und genau dort gab es die zweite Besonderheit.

Es war das Geflecht der Wurzeln, das sich aus irgendwelchen Gründen aus dem Boden hervorgedrückt und an die Oberfläche geschoben hatte.

Gut, Malcolm Lindner war nicht in dieser Gegend aufgewachsen, war auch kein Biologe, aber dieser Baum mußte schon etwas Besonderes sein, denn ein derartiges Flechtwerk hatte Lindner noch nie gesehen.

Nicht in diesen Breiten. Das gab es in den Sümpfen der tropischen Länder, wo die Mangrovenwurzeln aus dem Wasser hervorragten. Hier, bei diesem Baum, sahen sie ähnlich aus. War der Baum tot?

Das mußte er eigentlich, denn trotz des Frühjahrs trug er kein einziges Blatt.

Dennoch lebte er, jedenfalls die Wurzel. Noch immer breiteten sie sich aus.

Lindner hatte es nicht nachgemessen, aber er hatte ein gutes Auge und oft genug an dieser Stelle hier gestanden. Das Wurzelwerk war weiter gewachsen, als wollte sich der Baum selbst auf die Reise machen.

Es waren immer neue Sprößlinge entstanden. Kleine Wurzeln, krumm wie alte Gichtfinger, hatten ihren Weg nach vorn und auch zu den anderen Seiten hinweg gefunden, als wollten sie mit ihren dünnen Spitzen den Waldboden aufkratzen.

Das war schon unheimlich. Selbst für Lindner, der sich gut auskannte. Er konnte sich nicht daran erinnern, sich an einem der Tage schon mal so unwohl gefühlt zu haben wie an diesem. Es paßte ihm alles nicht in den Kram: das Schweigen der Vögel, dann dieser Baum mit den frei liegenden Wurzeln, die schon wieder Nachschub bekommen hatten.

Ja, Nachschub. Er wußte es genau. Einige Sprößlinge waren bereits bis dicht an den Rand der Lichtung herangewachsen. Malcolm sah nicht, wo sie den Boden verlassen hatten. So festigte sich immer mehr die Überzeugung, daß die Wurzeln des Baums nicht in der Erde wuchsen.

Eine Sensation wäre das gewesen. Wurzeln, die überirdisch wuchsen.

Welche Kraft steckte darin? Lindner fing an, darüber nachzudenken, und er bewegte sich dabei gedanklich nicht auf der Stelle, denn plötzlich dachte er darüber nach, ob es der Baum wohl schaffte, sich aus eigener Kraft voranzubewegen. Einfach gehen, zu hüpfen, zu federn…

Lindner lachte über sich selbst. Nur klang das Lachen nicht fröhlich, sondern eher krächzend, als hätte es keine Lust, so richtig den Rachen zu verlassen.

Ein wandernder Baum!

Quatsch, das gab es nur im Märchen. Das hätte er seinen Enkeln erzählen können, wenn er welche gehabt hätte.

Jedenfalls nahm er sich genau zu diesem Zeitpunkt vor, über das Problem mit einem Fachmann zu reden. Zum Glück kannte er den Förster des Reviers. Der sollte sich den Baum einmal anschauen und ihn genauer untersuchen.

Für Malcolm Lindner war der Spaziergang beendet. Er wollte auch nicht mehr die kleine Runde drehen, sondern von hier aus direkt nach Hause laufen. Da hatte er die nötige Ruhe, um über das Phänomen nachzudenken. Unter Umständen würde er sich auch noch mit dem Förster in Verbindung setzen, denn Zeit genug hatte er.

Plötzlich hörte er das Rascheln von Laub. Er kannte das Geräusch genau, es war ihm alles andere als fremd. Und in dieser Stille war es besonders deutlich zu hören.

Wieso raschelte das Laub? Es herrschte doch Windstille. Da hätte überhaupt nichts zu hören sein dürfen.

Er vernahm es wieder.

Und diesmal wußte Malcolm Lindner sofort, woher das Geräusch geklungen war.

Vor ihm!

Genau in der Mulde.

Nach seinem Dafürhalten stand er zu weit von deren Rand entfernt. Er ging einen großen Schritt nach vorn und hielt dabei den Kopf gesenkt, um zu Boden zu schauen.

Mit dem ersten Blick schon entdeckte er das Phänomen. Das alte, braune und an manchen Stellen schon schwarze und leicht ölig schimmernde Laub bewegte sich tatsächlich, obwohl es von keinem Windstoß auch nur gestreift wurde.

Ein Phänomen. Nicht zu erklären. Einfach unheimlich. Sein Herz schlug schneller. Er merkte, wie ihm auch der Schweiß stärker aus den Poren trat. Plötzlich war ihm kalt geworden. Mit einer verlegen wirkenden Geste strich er über sein Haar.

Das Laub raschelte noch immer.

Diesmal wurde es noch heftiger bewegt, und entsprechend laut waren auch die Geräusche geworden. Eishände krabbelten über seinen Rücken hinweg. Er verzog den Mund, und das Gesicht bekam einen grinsenden Ausdruck.' Malcolm wollte eigentlich weg, aber das Phänomen in der Mulde ließ es nicht zu. Es war stärker als sein eigener Wille, und so fühlte er sich wie angenagelt.

Wirft man einen Stein ins stille Wasser, so erzeugt der Aufprall Wellen.

Hier war es ähnlich. Zunächst hatte sich nur das Laub in der Muldenmitte bewegt. Sehr schnell schon wurden auch die alten Blätter erfaßt, die weiter entfernt lagen und sich an den Rändern ausgebreitet

hatten. Auch sie waren ins Rutschen geraten, glitten übereinander hinweg, so daß diese leisen, raschelnden Geräusche entstanden, die dem Spaziergänger überhaupt nicht mehr gefielen.

Obwohl Malcolm Lindner noch immer unter einem gewissen Schock stand, arbeitete sein Gehirn normal. Für ihn war es einfach logisch, daß sich irgendeine Kraft in der Erde - welche auch immer - dafür verantwortlich zeigte. Möglicherweise waren es doch die Wurzeln des Baumes, die auch im Boden wuchsen und dort ebenfalls weiterwanderten.

Jetzt fiel die Masse sogar zusammen. Sie rutschte von beiden Seiten einem schmalen Graben entgegen, der sich dort gebildet hatte.

Wahrscheinlich deshalb, weil sich etwas aus der Erde schieben wollte.

Vorstellen konnte Malcolm es sich nicht mehr. Es war einfach zu unheimlich, was hier ablief.

Es gab ja Wälder, in denen es sogar spuken sollte. Aber doch nicht hier oder?

Er stierte in die Mulde. Der Graben blieb von der Breite her, wie er war.

Nur veränderte er sich etwas in der Tiefe. Dort drückte sich etwas hoch.

Noch sah Lindner es nicht, aber es war da. Es gab kein Zurück mehr.

Etwas Helles, Bleiches…

»Mein Gott!« Lindner flüsterte die Worte wie ein schnelles Gebet. Er hatte jetzt erkannt, was da aus dem Boden in den Graben hineingeschoben war.

Es war eine menschliche Hand und ein Teil eines Arms…

***

Im Leben gibt es Dinge, die mein Freund Suko und ich einfach hassen.

Dazu gehören Besuche in einem Schauhaus, wo wir uns Leichen ansehen müssen, die in gewissen Fällen eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielen. Es gehört zum Job, aber wer hat es schon gern mit Toten zu tun? Da sind uns lebende Personen lieber.

An diesem Tag ging es um eine junge Frau. Mehr wußten wir nicht.

Selbst der Name war uns unbekannt. Sir James hatte sich in vornehmes Schweigen gehüllt, uns allerdings darauf aufmerksam gemacht, daß die Tote durchaus von Bedeutung werden konnte. Deshalb sollten wir sie uns sehr genau anschauen.

Von außen sah das Haus sicherlich so traurig aus wie von innen. Es unterstand der Londoner Metropolitan Police, die in einem Seitentrakt ebenfalls eine Filiale eingerichtet hatte.

Auch wenn die Sonne noch so herrlich schien. Nahe eines solchen

Baus bekam ich immer einen leichten Schauer oder Magenkneifen. Die Vorstellung, selbst einmal dort zu landen und auf einem der Seziertische zu liegen, entsprach nicht eben meinen Vorstellungen von einem Lebensende. Obwohl Suko und ich dafür prädestiniert waren. Ein Angriff aus dem Hinterhalt, eine schnelle Kugel in den Rücken, und vorbei war es.

Wir kannten uns hier aus und lenkten den Wagen auf einen Hinterhof, wo die Autos der Mitarbeiter parkten, zusammen mit einigen Streifenwagen und Motorrädern.

Ich schaute mir die Umgebung erst gar nicht an. Dafür waren wir gesehen worden. Kaum hatte ich den Rover abgeschlossen, als sich eine schmale Tür öffnete und ein Mann mit beiden Armen winkend auf uns zutrat. »Hören Sie, hier können Sie nicht parken! Das ist Privatgelände. Oder haben Sie das Schild nicht gelesen?«

»Doch, haben wir.«

Der Knabe regte sich auf. Das hatte ihm wohl noch niemand auf diese Frage geantwortet. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um größer zu wirken. »Das ist ja eine Unverschämtheit! Ich werde Sie…«

»Reinlassen«, sagte Suko und zeigte ihm seinen Ausweis. »Sonst noch was?«

Der Knabe konnte lesen. Er nickte. »Das - ahm - ist natürlich etwas anderes. Sie dürfen rein, natürlich. Aber Sie müssen auch mich verstehen, denn hier hat es oft Ärger gegeben, weil immer wieder Leute versuchen, hier ohne Berechtigung zu parken. Das ist nun mal so, und das kann man nicht ändern.«

»Seien Sie so gut und führen Sie uns!« bat ich.

»Zu wem wollen Sie denn?«

»In die Pathologie.«

»Zu einem bestimmten Arzt?«

»Nein, aber wir werden ihn finden.«

Der Mann hielt uns diensteifrig die Tür auf, und wir betraten das Haus der Toten. Der Flur war lang, kalt und wirkte wie ein Kontor. Dunkle Steine auf dem Boden, blaß gestrichene Wände. Am Ende eine Glastür, die in das Zentrum führte, wo tatsächlich an den Toten herumgeschnippeltwurde.

Es gab auch ein Sekretariat. Daran hatte sich seit unserem letzten Besuch nichts geändert. Dort arbeitete eine Frau, die selbst beinahe aussah wie eine Leiche. Ihre Kollegin war nicht da. Jedenfalls war der zweite Arbeitsplatz unbesetzt. Nur der blasse Bildschirm eines Computers glotzte uns an.

Eine bleiche Person um die Vierzig mit dunklen Haaren, die so unglücklich gefärbt waren, daß ihr Gesicht noch blasser wirkte.

»Sie sind nicht angemeldet«, quängelte die Frau.

Suko stellte uns vor.

Die Blasse wurde ein wenig freundlicher. »Ja, das habe ich gehört. Man hat Sie avisiert. Warten Sie noch einen Moment. Ich werde Dr. Quentin Bescheid geben.« Sie telefonierte, und wir hatten uns auf zwei Holzstühle gesetzt.

Für einen Arbeitsplatz war der Raum ziemlich groß. Die Fenster lagen höher als normal, waren auch größer, aber in der unteren Hälfte mit einem undurchsichtigen Milchglas versehen. Dafür schien durch den oberen Teil die Sonne.

Die nicht anwesende Kollegin hatte ihren Arbeitsplatz etwas netter gestaltet. In ihrer Nähe hing ein Bild. Es zeigte eine blühende Landschaft. Die Blasse hatte auf jeglichen Schmuck verzichtet. Dafür stand auf ihrem Schreibtisch ein mit Kippen gefüllter Aschenbecher.

Auch jetzt steckte sie sich einen Glimmstengel an, nachdem sie uns bei Dr. Quentin avisiert hatte.

»Müssen wir länger warten?« fragte ich.

»Das denke ich nicht.«

»Gut.«

Zwei Minuten reichten uns auch, denn die Frau hinter ihrem Schreibtisch verbreitete ebenfalls die Kälte einer Leiche. Ganz im Gegensatz zu Dr. Quentin. Er war ein lustiger Typ, auch ziemlich klein, mit einer Halbglatze, aber freundlich funkelnden Augen und leicht rot angehauchten Pausbacken.

»Das ist aber toll, daß Sie pünktlich sind. Kommen Sie, dann sehen wir uns die Dame einmal an.«

»Dame?« fragte Suko.

»So nenne ich alle weiblichen Toten. Irgendwie soll man einen Menschen auch im Tod ehren. Ich finde, daß sie es verdient haben, eine gewisse Würde zu behalten.«

»So reden nicht alle Pathologen.«

»Ich weiß, Inspektor.«

Ich hielt mich mit den Worten zurück. Die Umgebung gefiel mir noch weniger. Sie wurde auch von der Temperatur her kälter. Als wir dann vor der Eingangstür zur eigentlichen Pathologie standen, holte ich noch einmal tief Luft.

Der Raum dahinter war groß. Gefliest bis zur Decke hoch. In stählernen Kühlfächern lagen die Toten. Aus Stahl waren auch die Obduziertische.

Drei gab es hier insgesamt.

Auf dem letzten lag die Tote, mit der wir es zu tun hatten.

»Haben Sie sich schon mit ihr beschäftigt?« erkundigte ich mich.

»Nicht sehr. Ihr Chef meinte, daß Sie sich die Tote zunächst einmal anschauen sollten.«

»Gut, machen wir«, sagte ich, und wir traten ein paar Schritte näher heran. Der Oberkörper der Dame war mit einem Laken bedeckt. Aber

ihr Gesicht lag frei. Ein junges Gesicht. So bleich und wächsern. Dunkle Haare umrahmten es. Die Augen waren geschlossen, der kleine Mund sah aus wie ein Herz.

»Okay?« fragte der Arzt.

Wir nickten synchron.

Dr. Quentin zog das Laken zurück. Nicht sehr schnell, er ließ sich Zeit dabei. Suko und ich betrachteten den nackten Körper, der auf dem Rücken lag.

»So, jetzt sind Sie an der Reihe, meine Herren.«

Die Verletzungen begannen am Hals. Da sahen wir deutlich die ersten Kratzer. Nein, es war schon mehr. Wunden. Denn Blut war aus diesen Schnitten hervorgetreten. Und sie verteilten sich über den gesamten Körper hinweg, bis hin zu den Knien.

Dieser Körper sah aus, als wäre er von einem Tier angefallen worden.

Eine große Katze oderä auch ein Hund mit schärferen Krallen hinterließ ein derartiges Erbe. Wir wußten aber, daß dem nicht so war, denn sonst stünden wir nicht hier. Es gab also ein Rätsel, das wir zu lösen hatten.

»Was meinen Sie, meine Herren?«

»Nicht viel.«

»Bitte, Mr. Sinclair. Sagen Sie mir Ihre Meinung. Sie sind doch keine Anfänger mehr.«

Ich schaute über die Leiche hinweg. In der Nachbarschaft hörte ich das summende Geräusch einer Knochensäge und spürte wieder den kalten Schauer auf meinem Rücken. »Beim ersten Hinschauen würde ich auf Kratzspuren tippen. Das heißt, diese Frau ist von einem Tier oder auch mehreren angefallen worden.«

Dr. Quentin nickte zwar, überzeugend sah es aber nicht aus. »Und was ist Ihre Meinung, Inspektor?«

»Ich denke ähnlich.«

»Sehr schön, das haben wir auch gedacht.« Dr. Quentin puhlte in seinem rechten Ohr. »Aber das stimmt nicht. Diese Kratzspuren stammen nicht von Tierpfoten.«

»Sondern?« fragte ich.

»Von…«, er legte eine kleine Pause sein, »von Pflanzen, um es genau zu sagen.«

Ich hielt die Luft an. Suko zog die Stirn kraus. Auch ihn hatte diese Antwort überrascht.

»Ist das wahr?« erkundigte ich mich leise.

»Ja. Wir haben entsprechende Reste gefunden. Rindenstücke, auch noch winzige Blätterreste. Und glauben Sie nicht, daß diese Person nur Kratzer hat. Die Wunden sind viel tiefer, als es hier aussieht. Man könnte sagen, daß in den Körper spitze Nadeln hineingefahren sind, aber das ist nicht der Fall. Es waren pflanzliche Reste vorhanden, und

auf dem Rücken werden Sie das gleiche sehen.«

Ich winkte ab. »Lassen Sie die Tote ruhig liegen.«

»Gibt es denn eine normale Erklärung für Sie, Doktor?« wollte Suko wissen.

»Nein, keine.«

»Fand man die Leiche in einem Wald?«

»Ich habe keine Ahnung. Als ich das Ergebnis erfuhr, habe ich mich sofort mit dem Yard in Verbindung gesetzt. Es sind nur die ersten Untersuchungen bisher gemacht worden, aber ich bin sicher daß wir, wenn wir tiefer gehen, mehr finden werden. Eines steht jedoch fest. Die Wunden und Schnitte stammen von Pflanzen. Von dünnen, spitzen Zweigen. Vielleicht auch von Stacheln, und sie sehen so aus, als wären sie dieser Frau bewußt zugefügt worden.«

»Was heißt das genau?«

»Das ist ganz einfach, Mr. Sinclair. Diese Frau hat sich nicht in einem Gebüsch verhakt, wo sie aus eigener Kraft nicht mehr freikommen konnte. Sie ist von diesem Täter - so nenne ich ihn trotzdem - bewußt getötet worden.«

Suko und ich schauten uns an. Beide kamen wir nicht zurecht. Das sah ich in seinem Gesicht, und ich wirkte nicht viel anders. Kneifen konnten wir nicht. Es war bereits unser Fall, und da mußten wir dranbleiben.

Nicht aber mit diesen dürftigen Informationen. Wir mußten schon mehr über die Tote wissen.

»Sie kennen den Namen also nicht, Doktor?« fragte Suko.

»Nein.«

»Seltsam. Trug sie nichts bei sich?«

»Nicht mal einen Slip«, erklärte der Arzt trocken. »Man fand sie nackt und hat sie uns zur Untersuchung gegeben. Bevor Sie von mir wissen wollen, wo sie gefunden wurde, sage ich Ihnen gleich, daß ich es leider nicht weiß. Ich kenne den Fundort nicht, aber darüber sollten Sie mit Ihrem Chef diskutieren.«

»Sieht ganz so aus.«

»Ich habe hier nur meinen Job getan wie immer, und ich wundere mich darüber, daß ich nach all den Jahren noch gewisse Überraschungen dabei erlebe.«

»Da haben wir etwas gemeinsam, Dr. Quentin«, erklärte Suko. Mit einem Achselzucken wandte er sich dann an mich. »Hat es Sinn, noch länger zu bleiben?«

»Nein, aber Sir James wird warten.«

»Richtig.«

»Und ich werde die Tote näher untersuchen«, erklärte Dr. Quentin. Er zog das Laken wieder über den Leib. »So wie jetzt wird sie in einer Stunde nicht mehr aussehen.«

Ich winkte ab. »Danke, wir wissen Bescheid.«
Wir verließen die ungastliche Stätte und wurden von Quentin zum Hinterausgang gebracht. »Dann wünsche ich Ihnen noch viel Erfolg«, sagte er zum Abschied.
Ich lächelte ihm kantig zu. »Danke, das können wir brauchen, Doc. Eine Frage habe ich trotzdem noch. Macht es Ihnen eigentlich Spaß, sich Tag für Tag mit Leichen zu beschäftigen?«
Er hob die Schultern. »Nein, macht es mir nicht. Aber einer mußt es ja tun -oder?«
»Stimmt. Ist wie bei uns.«
Diesmal lächelte er. »Wenn ich ja mehr Zeit hätte, würde ich Sie nach Einzelheiten Ihrer Arbeit fragen.« Er wedelte mit der rechten Hand. »Da hört man einiges.«
»Die Hälfte davon ist gelogen«, erklärte ich. »Aber es stimmt schon. Die Welt steckt voller Psychopathen, und wir haben oft genug mit ihnen zu tun. Machen Sie's gut.«
»Ja, wir hören voneinander.«
Draußen atmeten wir beide tief durch. Selbst die triste Umgebung kam uns hell und freundlich vor, verglich man sie mit der Pathologie.
Am Wagen legte Suko beide Hände auf das Dach. Ein Zeichen, daß er noch nicht einsteigen wollte. »Denkst du möglicherweise das gleiche, was ich denke?« fragte er.
»Kann sein.«
Suko schnippte mit den Fingern. »Der Arzt hat von Pflanzen gesprochen. Von Zweigen, Domen, Disteln, wie auch immer. Das läßt möglicherweise auf eine bestimmte Person schließen.«
»Mandragoro.«
»Eben.«
Ich räusperte mich. »Keine Ahnung, aber wir behalten es im Hinterkopf. Nur möchte ich zuvor erfahren, wer diese Person war. Wie sie hieß, woher sie stammte. Was die Tote angeht, so tappen wir ja völlig im dunkeln.«
»Sir James wird die Finsternis erhellen können.«
»Das hoffe ich.«
»Schließ auf«, sagte Suko. »Mal hören, was uns der Alte alles zu sagen hat…«

***

Aus dem Erdboden kroch das Grauen!
Malcolm Lindner sah es. Er schaute aus unmittelbarer Nähe zu, aber er war nicht fähig, dieses Phänomen zu begreifen. Er stand da, als würde ihn das alles nichts angehen. Wie jemand, der einen Film sieht und dabei froh ist, außerhalb der Handlung zu stehen, sie jedoch in allen Einzelheiten mitbekommt.

Es blieb nicht bei der Hand und dem Stück Arm. Die innere Kraft der Erde drückte die nackte Frau noch weiter in die Höhe, so daß der Arm es war der rechte - bald völlig frei lag und auch die Schulter erschien.

Helle Haut, so hell wie auch der übrige Körper, der kaum mit feuchter Erde bedeckt war und Streifen aus schmierigem Lehm zeigte.

Die Tote war blond und hatte ein feingeschnittenes Gesicht. Ihren linken Oberschenkel »schmückte« ein Schmetterling, eine Tätowierung.

Lindner nahm dies alles wahr, ohne es richtig verkraften zu können. Er selbst war zu einer Statue geworden, mit verkrampften Händen.

Sodbrennen quälte ihn.

Es war eine junge Frau. Lindner stand so, daß er über den nackten Körper hinweg in das Gesicht schauen konnte. Er schauderte zusammen, als er die leeren Augen sah. An der Unterlippe entdeckte er einen dünnen Blutfaden, der bis hin zum Kinn gelaufen war. Dicht unterhalb der Brüste schimmerte es ebenfalls rot. Dort hatte das Blut ein regelrechtes Netz gebildet, als wären die Fäden von einem dünnen Pinsel gezeichnet worden.

Kratz-oder Schürfwunden, die auch einen weiteren Teil des Körpers bedeckten und den Schluß zuließen, daß die Frau von einem wilden Tier angefallen und getötet und anschließend von ihm verbuddelt worden war.

Unsinn. Nein, das geht nicht. Das ist verrückt. Dann wären die Wunden tiefer gewesen. Selbst eine Katze hätte ihre Krallen stärker in die Haut geschlagen. Es mußte etwas anderes mit dieser Frau passiert sein.

Sonst wußte er keine Erklärung.

Die unheimliche und nicht erklärbare Kraft in der Erde hatte es jetzt geschafft, die Tote an die Oberfläche zu drücken. Auch der schmale Graben war nicht mehr zu sehen, nur noch das alte Laub, auf dem der helle Körper lag wie auf einem Teppich und sich von der Unterlage so konturenscharf abhob.

Lindner wollte ausatmen. Er merkte erst jetzt, daß er eine Hand vor seine Lippen gedrückt hatte, nahm sie weg und holte tief Luft. Die Tote roch nicht. Kein Verwesungsgeruch drang an seine Nase. Sie sah irgendwie noch frisch aus, als wäre ihr Leben erst vor wenigen Minuten beendet worden.

Der Rentner schaute über die Leiche hinweg.

Den seltsamen Baum konnte er einfach nicht übersehen. Er spürte den Adrenalinstoß, der durch seinen Körper zuckte. Dieser Baum kam ihm noch weniger geheuer vor. Die breiten Äste standen in verschiedenen Winkeln vom kurzen Stamm ab. Von dem wiederum wuchsen zahlreiche Zweige, die ebenfalls Ableger hatten, aber es war keine einzige Knospe zu sehen und auch kein Blatt.

Ganz im Gegensatz zu den anderen Laubbäumen, die bereits ihre Winterstarre überwunden hatten.

Malcolm Lindner kam damit nicht zurecht. Vor seinen Füßen lag die nackte Tote, dahinter ragte der Baum in die Höhe, dessen Wurzeln sich oberhalb der Erde befanden und nicht unterhalb, wie es hätte der Fall sein müssen.

Wer hatte die Tote ausgerechnet hier verscharrt? Wer hatte sie getötet?

Die Fragen stürmten auf Malcolm Lindner nieder, aber er war nicht in der Lage, eine Antwort zu finden. Er wußte nur, daß er Zeuge einer unheimlichen und zugleich auch unerklärlichen Begegnung geworden war, für die es seiner Ansicht nach keine logische Erklärung gab. Sein Blick wechselte permanent. Er schaute zu dem Baum, danach auf die Tote. Hin und her. Schließlich überwand er sogar seine Starre und betrachtete vorsichtig die kleine Mulde. Er hatte die Bewegungen des Erdbodens nicht vergessen und dachte daran, daß sich jeden Augenblick vor ihm der Boden öffnen und ihn ebenso verschlingen konnte, wie er es wohl mit der Toten getan hatte.

Dicht neben ihrem Kopf blieb er stehen und konzentrierte sein Augenmerk auf ihr Gesicht.

Es war doch nicht so glatt wie er es sich gedacht hatte. An den Wangen, an der Stirn und um die Lippen herum zeichneten sich schon kleine Kratzer ab. Die Unterlippe war eingerissen und hatte geblutet. Die Wunden am Körper waren allerdings tiefer.

Ob sie verblutet ist? fragte er sich. Alles war möglich. Sie konnte auch in der Erde erstickt sein. Das würde bedeuten, daß man sie bei lebendigem Leib in den Boden gedrückt hatte. Eine schreckliche Vorstellung, die ihm eine tiefe Furcht einjagte. Lindner wußte selbst nicht, wie lange er schon auf die tote Frau starrte. Die Zeit hatte er völlig vergessen, aber er wollte auf jeden Fall weg und zunächst einmal den Förster benachrichtigen.

Anschließend mußte auch die Polizei Bescheid wissen.

Einen letzten Blick warf er auf den kahlen Baum. Da rieselte plötzlich das unsichtbare Eis über seinen Rücken hinweg. Er spürte einen enormen Druck im Magen. Das dicke Spinnennetz des Astwerks verschwamm vor seinen Augen. Beinahe körperlich spürte er die Gefahr, die dieser verdammte Baum abstrahlte.

Sicherheitshalber trat der Mann einen Schritt zurück. Er wollte sich bereits abwenden, um diesen schrecklichen Ort zu verlassen, als ihm in der Bewegung etwas auffiel.

Der Baum hatte gezuckt!

Nein, nicht er, sondern die freiliegenden Wurzeln. Nahe des Stamms waren sie dicker als Männerarme. Allerdings verjüngten sie sich zu den Spitzen hin, und genau dort beruhten sie wie lange Finger den

Erdboden.
Gezuckt! Bewegt!
Er hörte sich lachen. Das war nicht möglich. Ein Baum lebte zwar, er war ein Stück Natur, aber gezuckt, sich nach vorn gedrückt, als wollte er anfangen zu laufen?
Nein, das war übertrieben. Das machte dieses Rätsei noch größer.
Daran wollte Malcolm nicht glauben.
Trotzdem traute er sich nicht, den Baum weiterhin zu beobachten. So rasch wie möglich drehte er ihm den Rücken zu. Er wollte nur noch weg von diesem Ort, der ihm das unheimlichste Erlebnis seines bisherigen Lebens beschert hatte.
Damit hatte er nicht gerechnet. Das war einfach furchtbar und auch unerklärlich.
Seine Wanderrunde hatte er längst abgebrochen und sich auf den Rückweg gemacht. Er wollte jedoch nicht nach Hause, sondern zum Haus des Försters, um ihn zu alarmieren. Er kannte Jerome Hastings von der Theke her, wo sie hin und wieder ein Bier zusammen getrunken hatten. Hastings war ein ruhiger Mann, ein richtiger Naturbursche, der erst nachdachte, bevor er handelte.
Er würde sicherlich eine Lösung wissen. Wenn nicht, dann blieb noch die Polizei…

***

»Ihr seht blaß aus«, erklärte Glenda Perkins, als wir ihr Vorzimmer betraten.
»Leichen stecken eben an.«
Sie lachte. »Stimmt, Freunde, ich hatte ganz vergessen, daß ihr der Pathologie einen Besuch abgestattet habt.«
»Beim nächstenmal kommst du mit«, sagte ich. »Dann wirst du auch so aussehen.«
»Danke. Darauf kann ich verzichten. Wie war es denn?«
Ich hob die Schultern. »Rätsel über Rätsel. Ich nehme an, daß uns Sir James einiges verschwiegen hat.«
»Kann schon sein.«
Sie lächelte mein ernstes Gesicht an. »Nein, weiß ich nicht. Aber Sir James erklärte mir, daß ich euch so schnell wie möglich in sein Büro schicken soll. Das habe ich hiermit getan.« Sie strich glättend über ihren engen, rehbraunen Cordrock, zu dem sie eine cremefarbene Bluse und eine braune Weste trug.
»Okay, John«, sagte Suko. »Dann laß uns gehen.«
»Ohne Kaffee?« wunderte sich Glenda.
»Ja«, erklärte ich. »Wahrscheinlich brauchen wir während oder nach dem Gespräch einen Whisky.«
»Alkie!« rief sie hinter uns her, aber das war nicht böse gemeint. Wir

kannten uns lange genug. Ohne die Frotzeleien hätte uns wirklich etwas gefehlt.

Diesmal saß Sir James nicht hinter seinem Schreibtisch, sondern stand am Fenster. Auf unser Klopfen hin drehte er sich gemächlich um, so daß wir ihn anschauen konnten.

Er hatte sein Ich-weiß-mehr-als-Ihr Gesicht aufgesetzt, denn um seine Mundwinkel herum zeigte sich ein gewisses Lächeln, und auch seine Freundlichkeit kam uns gespielt vor. Wenn der Superintendent so reagierte, dann kam das dicke Ende nach.

»Setzen Sie sich«, sagte unser Chef und nahm seinen Platz hinter dem Schreibtisch ein. »Sie waren in der Pathologie, nehme ich an.«

»Sicher, Sir.«

»Sie sahen die Tote?«

»Auch das, Sir.«

»Und?«

Ich hob die Augenbrauen. »Was möchten Sie wissen oder hören?«

»Dr. Quentin wird Ihnen beiden das gleiche gesagt haben wie mir. Er steht vor einem Rätsel.«

»Das steht er noch immer«, erklärte Suko. »Er hat herausgefunden, daß die Wunden auf dem Körper der Frau von Pflanzen verursacht worden sind. Für einen Mediziner nicht nachvollziehbar, wie auch für uns.«

Sir James Powell nickte. »Ja«, sagte er dann mit leiser Stimme. »Das ist der Beginn.«

»Selten sind wir in einen Fall so uninformiert hineingestolpert wie in diesen«, erklärte Suko.

»Stimmt. Ich habe Ihnen bewußt nicht mehr gesagt. Sie sollten sich ein eigenes Bild schaffen.«

»Dann wissen Sie mehr, Sir?«

»Ein wenig, aber leider nicht genug.«

Er hatte eine dünne Akte neben sich liegen, schlug sie auf und überflog kurz den Text, bevor er uns eine Zusammenfassung präsentierte. »Die Tote, die Sie beide in der Pathologie gesehen haben, heißt Linda Crowman. Ich weiß es deshalb, weil ihr Chef eine Vermißtenanzeige aufgegeben hat.«

»Wann war das?« fragte ich.

»Vor gut einer Woche, sagen die Kollegen.«

»Und wo hat man sie gefunden?«

Sir James runzelte die Stirn. »In einem Graben, John. Man fand sie tatsächlich wie ein Stück Abfall in einem Straßengraben, neben einem Feld. Ein Bauer hat sie entdeckt. Sie steckte halb im Schlamm.«

»Aber sie wurde vermißt«, sagte Suko.

»Ja, von ihrem Chef.« Der Superintendent verzog die Lippen. Bei ihm ein Zeichen, daß er etwas nicht mochte. »Dieser Mann heißt Rocco

Wilde, und ich habe herausbekommen, daß er mit einer Truppe Tänzerinnen über Land zieht und in Gaststätten und Diskotheken auftritt. Eine Gaudi für die Besucher. Er bietet ihnen was.«

»Striptease?« fragte ich.

Unser Chef hob die Schultern. »Darauf läuft es wohl hinaus. Ein moderner Sex-Zirkus. Die Truppe ist in zwei großen Wohnmobilen unterwegs und fährt quer durch das Land. Anscheinend haben sie gut zu tun. Wie ich hörte, sind sie ziemlich ausgebucht.«

»Dann war diese Linda Crowman also Tänzerin«, sagte Suko.

»Sicher.«

»Und sie verschwand plötzlich.«

»Wie vom Erdboden«, bestätigte Sir James. »Bis man sie fand. Nackt und mit ungewöhnlichen Wunden am Körper, die nicht von Tieren stammen, wie Sie und ich jetzt wissen. Die Mediziner haben Pflanzenreste oder Spuren gefunden. Ein Rätsel, jedenfalls für sie…«

»Für uns auch«, sagte ich trocken.

»Perfekt, John. Sie aber sind es gewohnt, sich mit Rätseln zu beschäftigen und auch Lösungen zu finden. Das wird auch hier der Fall sein. Versuchen Sie herauszufinden, wer es getan hat und warum dies der Fall gewesen war. Ihnen brauche ich nicht zu erzählen, daß es für alles ein Motiv gibt. Mag es auch noch so fremd für einen Durchschnittsbürger sein, aber es existiert.«

Ich dachte wieder daran, was uns Dr. Quentin über die Psychopaten erzählt hatte, aber in diesem Fall wollte ich daran nicht so recht glauben.

Sir James sah meinem Gesicht an, daß sich meine Gedanken auf einer gewissen Schiene bewegten. Er forderte mich auf, mit der Sprache herauszurücken.

Ich lächelte verkniffen. »Das ist nicht ganz leicht, Sir, aber Suko und ich haben schon an Mandragoro gedacht, als wir hörten, wie die Frau ums Leben kam.«

»Das muß nicht falsch sein. Es ist zumindest eine Spur, obwohl ich gerade bei ihm keinen Sinn darin sehe. Es sei denn, diese Linda Crowman hätte sich an der Umwelt so stark versündigt, daß Mandragoro sich entschlossen hat, sie auf seine Art und Weise zu töten.«

»Durch Pflanzen«, sagte Suko.

Sir James hob die Schultern. »Möglich - oder?«

Unterstreichen wollten wir dies beide nicht, sondern überlegten, wie wir den Fall anpacken wollten. Madragoro blieb in meinen Überlegungen zunächst außen vor, wie auch bei Suko, denn er kam auf Rocco Wilde zu sprechen. Er wollte wissen, ob über diesen Mann Nachforschungen angestellt worden waren, und Sir James bestätigte dies durch ein Nicken.

»Ist denn etwas dabei herausgekommen, Sir?«
»Nein. Nichts, was in einem direkten Zusammenhang mit Linda Crowmans Tod steht.«
»Und die andere Schiene?«
»Ich will in Ihnen keine Vorurteile aufbauen«, erklärte Sir James, »aber dieser Mensch ist ein bunter Vogel, salopp ausgedrückt. In der Vergangenheit ist er einige Male mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Nichts Schlimmes, keine großen Verbrechen. Es sind die Kleinigkeiten, die das schiefe Bild ergeben. So war er einmal Führer einer Drückerkolonne, und es heißt, daß er durch seine Methoden und seine Härte einen Mitarbeiter in den Selbstmord getrieben hat. Später eröffnete er eine Bar, mußte nach zwei Jahren jedoch schließen, dann tauchte er unter, sattelte auf Zuhälter um, kriegte Ärger mit alteingesessenen Kollegen und mußte sich nach einigen Blessuren auch aus diesem Geschäft zurückziehen.« Sir James runzelte die Stirn. Er schob dabei seine Brille wieder hoch. »Schließlich hat er sich wieder ein neues Betätigungsfeld gesucht. Mädchen gefunden, sie als Tänzerinnen deklariert und fährt mit ihnen über Land. Es scheint ein einträgliches Geschäft zu sein. Selbst in Zeiten der Rezession.«
Da Sir James die Akte zuklappte, war uns klar, daß er auch nicht mehr wußte. Aber er wartete auf unsere Fragen und wurde nicht enttäuscht, wobei Suko das Wort ergriff.
»Sie sagten, daß er über Land fährt. Meinen Sie dabei die gesamten Britischen Inseln?«
»Das sehe ich so.«
»Und wo treibt er sich jetzt herum?«
»In einem Ort südöstlich von London. Er heißt Duncton. Ich kenne das Nest nicht. Es muß ziemlich einsam liegen, aber anscheinend gibt es genügend Zulauf.«
»Da wurde auch die Tote gefunden?« vergewisserte ich mich. »In der Nähe.«
»Und wie lange wird er sich noch dort aufhalten?«
Sir James schmunzelte. »Das habe ich recherchiert«, erwiderte er. »Der Vertrag läuft über zwei Wochen. Es ist erst eine vorbei. Er muß also noch bleiben. Für sie beide kann das nur von Vorteil sein, denn zu weit ist Duncton nicht von London entfernt.«
»Das ist auch der einzige Vorteil«, murmelte ich. »Jedenfalls werden wir morgen hinfahren.«
»Das wollte ich Ihnen vorschlagen.« Normalerweise wäre unser Gespräch beendet gewesen, aber Sir James traf keinerlei Anstalten, sich von seinem Platz zu erheben, sondern beugte sich uns entgegen.
»Bevor Sie jetzt gehen, muß ich Ihnen noch etwas sagen.«
Das dicke Ende kommt, dachte ich, denn unser Chef legte eine Pause ein.

»Es gibt eine zweite Vermißtenmeldung des Mannes. Eine gewisse May Ferguson ist ebenfalls spurlos verschwunden. Ich glaube nicht, daß sie noch lebend gefunden wird. Laut Rocco Wilde werden seine Tänzerinnen gut bezahlt. Da macht es keinen Sinn, wenn sie die Truppe verlassen. Wir müssen also mit dem Schlimmsten rechnen. Da wir über unseren Zentralcomputer mit vielen Dienststellen vernetzt sind, habe ich die Information eingeben lassen, uns sofort Bescheid zu geben, falls die Leiche gefunden wird.«

»Das sieht nicht gut aus«, sagte Suko.

»Richtig.«

»Haben Sie sonst noch eine Überraschung für uns, Sir?« fragte ich.

»Nein, das war alles. Fahren Sie dann morgen nach Duncton und kümmern Sie sich um Rocco Wilde und seine Truppe.«

Begeistert waren wir nicht. Auch wenn wir es bestimmt mit hübschen Mädchen zu tun bekommen würden. Ich hatte noch immer die Tote in der Pathologie vor Augen. Es war besser, wenn wir Rocco Wilde dazu bekamen, den Ort zu verlassen. Das aber würde sich alles in Duncton ergeben.

Glenda schaute uns erwartungsvoll an, als wir wieder zu ihr zurückkehrten. »Nun, braucht ihr einen Whisky?«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich nicht.«

»Und mir kannst du einen Kaffee geben.« Ich ließ mich auf den Besucherstuhl fallen, während Glenda die Maschine anstellte, um frische braune Brühe zu kochen.

»Man sieht dir direkt an, wie begeistert du bist, John. Und du auch, Suko.«

Ich überließ meinem Freund das Reden. »Wir sind auch begeistert, denn in diesem Fall haben wir es mit einer ganzen Truppe junger Tänzerinnen zu tun.«

»Ach! Wieso das denn?«

»Die. Tote gehörte zu einer Tänzerinnen-Truppe. Und eine zweite Frau ist verschwunden, ebenfalls aus der Truppe. Es scheint mir so zu sein, als wäre jemand dabei, sie zu dezimieren. Und wir werden ab Morgen zu ihrem Schutz angestellt.«

»Wie schön für euch«, sagte sie mit knirschender Stimme.

Ich bekam meine normale Laune wieder zurück und grinste Glenda an.

»Toll, daß du dich für uns mitfreust.«

»Verhebe dich nur nicht.«

»Wie sollt ich das den verstehen?«

Sie deutete es mit beiden Armen an. »Wenn du Tänzerinnen stemmen willst, mußt du…«

»Stemmen?« Ich lachte. »Hältst du mich für so phantasielos?«

»Raus«, sagte sie. »Ich habe zu arbeiten. Hol dir deinen Kaffee und

mach die Fliege.« Glenda drehte sich um und schaltete ihren Computer ein. Wir waren für sie erst mal vergessen. Ihr Kaffee schmeckte trotzdem, den trank ich an meinem Schreibtisch.

Suko, der mir gegenübersaß, schaute ins Leere. Dabei klopfte er mit dem stumpfen Ende eines Bleistifts auf das blanke Holz. »Ich habe es im Gefühl, John. Dieser Fall wird uns noch einigen Ärger bringen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ja, nichts ist schwerer zu hüten als eine Gruppe Frauen. Da passe ich lieber auf einen Sack voller Flöhe auf.«

»Das nicht mal.«

»Sondern?«

Suko konnte die Antwort vorerst für sich behalten, denn das Telefon meldete sich. Genau in diesem Augenblick schob sich draußen eine dichte Wolke über den schwachen Kreis der Sonne. Der Schatten fiel durch das Fenster auch in unser Büro, was man als ungutes Omen ansehen konnte.

Ich hatte den Hörer gegen das Ohr gedrückt, kämm aber nicht dazu, mich zu melden, denn Sir James war es egal, wem er die Nachricht überbrachte. »Man hat May Ferguson gefunden, John.«

Mein Herz klopfte plötzlich schneller. Obwohl es eigentlich feststand, stellte ich die Frage trotzdem. »Ist sie tot?«

»Ja, und sie kam auf eine ähnliche Art und Weise um wie ihre Kollegin Linda Crowman. Die Tote ist bereits auf dem Weg nach London, um hier genauer untersucht zu werden. Ein zweiter Besuch in der Pathologie wird Ihnen wohl nicht erspart bleiben, so leid es mir tut. Und jetzt wird Ihre Reise noch wichtiger.«

»Sicher, Sir, sicher«, sagte ich und legte auf.

Suko hatte mitgehört. »Von wegen Tänzerinnen«, sagte er leise. »Das wird höchstens ein Tanz mit dem Teufel.«

»Ja, das denke ich auch…«

***

Malcolm Lindner traf den Förster Jerome Hastings in seinem Haus an, wo er Tabellen zusammenstellte und dabei einen Kaffee trank. Das Arbeitszimmer befand sich in einem kleinen Anbau. So brauchte der Besucher nicht zu stören, denn Hastings hatte eine Frau und drei noch schulpflichtige Kinder.

»Nein«, sagte er, als Lindner das Büro betrat. »Dich habe ich hier nicht erwartet. Möchtest du ein Bier trinken? Dann muß ich dir leider sagen, daß ich heute abend…« Jetzt erst fiel dem Mann auf, wie bleich sein Besucher war. »He, bist du krank? Oder was ist mit dir los, Malcolm?«

Lindner setzte sich. »Du mußt sofort kommen. Laß alles liegen und komm mit.«

»Wohin?« Hastings hatte erst fragen wollen, ob er mit an die Theke kommen sollte, aber in dieser Stimmung befand sich Lindner nicht.

»Ich habe eine Tote entdeckt.«

»Verdammt!« Jetzt wurde auch der Förster blaß. Lindner war kein Spinner. Er glaubte ihm jedes Wort. »Wo ist das gewesen?«

»Im Wald. Auf einer kleinen Lichtung. Das alles gehört zu deinem Revier.«

Hastings legte seine Hand auf das Telefon. »Dann müssen wir die Polizei benachrichtigen.«

»Bitte noch nicht, Jerome. Erst später: Wir fahren gemeinsam hin. Ich muß mit dir noch über den Baum reden.«

»Welchen Baum?«

»Das erzähle ich dir unterwegs.«

»Gut, dann laß uns fahren. Zum Glück ist der Landcruiser heute aus der Werkstatt gekommen und topfit.« Hastings stand auf und holte seine Jacke von der Garderobe. Er nahm auch das Gewehr mit. Seine Ruhe hatte er noch immer behalten. Mit seinen fünfunddreißig Jahren, davon vier in diesem Revier, hatte er schon einiges erlebt und sogar zweimal Selbstmörder im Wald entdeckt, die sich aufgehängt hatten.

Jetzt hatte es wieder eine Leiche gegeben. Aber nicht selbst erhängt, das hätte Lindner sicherlich erwähnt.

Der Förster gehörte nicht zu den furchtsamen Menschen. Zudem wußte er sich seiner Haut zu wehren. Er war groß und kräftig. Der dunkelblonde Oberlippenbart hatte dieselbe Farbe wie sein Haar, das kurzgeschnitten und zu einem Scheitel gekämmt worden war. Er hätte auch die Rolle des Försters in einem Film spielen können, nur trug er an diesem Tag keine Waidmannskleidung, sondern normale Jeans und ein Hemd. Darüber streifte er eine Lederjacke, denn dieser Nachmittag und auch der frühe Abend gehörten zu seinen Bürozeiten. Den Weg durchs Revier hatte er bereits hinter sich. Nachdem er sein Handy eingesteckt hatte, waren die Männer startbereit.

Unterwegs berichtete Lindner, was ihm widerfahren war. Er log nicht, er übertrieb nicht, aber er engagierte sich bei seinem Bericht schon und bewegte des öfteren die Arme.

Hastings unterbrach ihn nicht. Er blieb gelassen, nickte hin und wieder, wobei an seinem Gesicht ebenfalls nicht abzulesen war, was er eigentlich dachte.

»Eine Tote, die aus dem Boden gedrückt wurde, kannst du das verstehen, Jerome?«

»Nein.«

Lindner lachte verbissen. »Glaubst du mir denn?«

Der Förster warf seinem Beifahrer einen kurzen Blick zu. »Du wirst es mir ja gleich beweisen.«

»Sicher, sicher, das werde ich.« Malcolm nickte heftig. »Dann ist da noch der Baum. Den mußt du kennen. Es ist doch nicht natürlich, daß Wurzelwerk über dem Erdboden wächst.«

»Ja, das stimmt.«

»Eben.« Es gefiel Lindner nicht, daß Hastings schwieg. Er beobachtete ihn mißtrauisch von der Seite her, aber seinem Gesicht war nicht abzulesen, was er dachte. Er blieb ruhig und gelassen, während seine kräftigen Hände das Lenkrad hart umklammert hielten, denn der Weg war doch ziemlich uneben. Sie würden so weit wie möglich fahren und den Rest der Strecke zu Fuß zurücklegen.

Noch rollten sie durch den lichten Teil des Waldes. Feldwege durchkreuzten ihn. Sie waren wichtig, denn hier wurde Holz geschlagen und mußte abtransportiert werden. Noch war das Gelände flach. Erst weiter im Süden begann eine Hügelkette, hinter der das Gelände bis zur Küste sanft abfiel.

Durch seine Spaziergänge kannte sich der Rentner gut aus. Er wußte, wo der beste Platz für einen Stopp war. Neben einer Hütte, die den Waldarbeitern als Unterschlupf diente. Dort endeten auch die normalen Wege, denn hinter der Hütte wurde es dicht.

Von den Arbeitern war um diese Zeit niemand zu sehen. Sie hatten längst Feierabend gemacht. Der Förster stoppte neben mehreren aufeinander liegenden Baumstämmen. Er stieg aus. Das Gewehr hängte er über seine rechte Schulter.

»So, jetzt darfst du mich führen, Malcolm.«

»Glaubst du mir denn?«

Hastings lächelte. »Geh schon.«

»Okay.« Lindner ärgerte sich über seine eigene Nervosität, aber er konnte nichts dagegen tun. Die Entdeckung der Toten und vor allen Dingen, wie das alles geschehen war, konnte er als Erinnerung nicht so einfach abschütteln. Das kam immer wieder hoch.

Farne und hohes Gras umspielten ihre Beine, als sie sich einen Weg durch den stillen Wald bahnten. »Hörst du, Jerome, selbst die Vögel singen nicht mehr.«

»Das kann andere Gründe haben.«

Lindner warf dem Förster einen schiefen Blick zu und verzog dabei den Mund. »Du glaubst mir nicht.«

»Das habe ich nicht gesagt. Sonst wäre ich auch nicht mit dir gefahren, mein Lieber.«

»Ich spüre es.«

»Unsinn, geh weiter.«

Die Gegend war dem Rentner zwar nicht ganz unbekannt, aber so gut wie auf seinem Spazierweg kam er hier nicht zurecht, und er mußte sich schon des öfteren umschauen, um die Orientierung nicht zu verlieren. Es wollte ihm zudem nicht in den Kopf, daß der Förster den

seltsamen Baum nicht kannte. In seinem Revier durfte es doch nichts geben, was ihm nicht bekannt war. Aber das war nicht das Problem des Rentners.

Zunächst mußte er beweisen, daß er sich nichts eingebildet hatte. Er konnte sich auch nicht vorstellen, daß die Tote inzwischen von jemandem abgeholt oder weggeschafft worden war.

»Müssen wir noch lange gehen, Malcolm?«

»Nein, nein…«

»Ich habe nämlich zu tun…«

»Das wirst du bald vergessen können.«

»Ich bin gespannt.«

Lindner blieb noch einmal stehen. Er überlegte und wich dabei dem Blick des Försters aus. Dann hatte er die exakte Richtung gefunden. Mit der ausgestreckten Hand deutete er nach rechts. »Da müssen wir hin.«

»Dann geh vor.«

Malcolm hatte sich nicht geirrt. Es war genau der Weg, um die Lichtung zu erreichen. Der seltsame Baum war so klein, daß er von den anderen überragt wurde und nicht so leicht entdeckt werden konnte. Das sperrige Unterholz kannte er, umging es und sah die Lichtung vor sich liegen.

Er blieb stehen. Der Förster hatte noch mit dem Widerstand des Unterholzes zu kämpfen. Als er den Rentner erreichte, deutete der bereits nach vorn.

»Da ist es.«

»Gut, gehen wir hin.« Jeromes Stimme klang leicht kratzig, denn auch er hatte bereits den hellen »Gegenstand« erkannt, der auf der kleinen Lichtung lag. Ob es sich allerdings um den Körper einer Frau handelte, war noch nicht zu erkennen. Er dachte auch daran, daß Lindner eventuell auf eine Puppe hereingefallen war. Unmöglich war nichts, denn es gab leider noch immer Menschen, die den Wald mit einer Müllhalde verwechselten. Da hatte der Förster schon böse Erfahrungen machen müssen.

Sie gingen näher. Diesmal blieb Hastings an der Seite des Rentners, aus dessen Mund der schwere Atem drang. Auf seinem Gesicht lag eine Gänsehaut, die Flügel seiner leicht gebogenen Nase vibrierten, und er strich des öfteren über sein Gesicht.

Sekunden später sah auch er den Körper. Er lag starr vor ihm. Er sah das Blut und wußte, daß vor ihm keine Schaufensterpuppe lag, sondern eine nackte, weibliche Leiche.

Auch Hastings kriegte eine Gänsehaut. Er wollte sich an seinen Begleiter wenden, der neben ihm stand, plötzlich aber auf der Stelle schwankte und mit der rechten Hand zuckend nach vorn wies, über die Leiche und die Lichtung hinweg. »Das - das darf nicht wahr sein!

Das ist nicht möglich. Das ist der absolute Wahnsinn!«

»Was meinst du damit?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

Hastings war es leid und auch sauer darüber, keine Antwort bekommen zu haben. Er packte Lindner an beiden Schultern und drehte ihn herum, damit er ihm ins Gesicht schauen konnte. »Verdammt noch mal, was ist denn los? Rede endlich, aber vernünftig.«

Das Gesicht des älteren Mannes war durch eine tiefe Angst gezeichnet, die sogar Furchen in der Haut hinterlassen hatte. Der Blick flackerte, und Malcolm schüttelte den Kopf. »Der Baum, Jerome, ich - ich habe dir doch von dem Baum erzählt.«

»Ja, hast du. Was ist mit ihm?«

»Nichts mehr.«

»Wieso?«

Lindner befreite sich aus dem Griff und drehte sich wieder um. Er schaute abermals über die Lichtung hinweg, als er die Antwort gab, wobei seine Stimme leiser wurde. »Es gibt den Baum nicht mehr, Jerome. Er ist weg. Einfach verschwunden, verstehst du?«

***

Der Förster hatte jedes Wort verstanden. Er zögerte die Antwort allerdings hinaus. »Nein«, sagte er dann. »Ich begreife das nicht.«

»Das ist doch einfach, verflucht! Der Baum ist weg.« Malcolm lief trampelnd los und blieb dort stehen, wo sich das Gewächs einmal befunden hatte. Einige Male stieß er mit dem Fuß auf. »Hier, Jerome. Hier hat er gestanden.«

»Du bist dir sicher?«

»Ja!« schrie Lindner. »Es ist doch dein Wald, Jerome. Kennst du deine Bäume nicht?«

Der Waidmann winkte ab. »Nun mach mal einen Punkt, mein Freund. Heute müssen wir Förster größere Reviere betreuen als früher. Da kann man nicht mehr jeden Baum oder jeden Strauch kennen.«

»Aber dieser ist etwas Besonderes gewesen. Er hatte keine Knospe, auch kein Blatt. Nur starke Äste und krumme Zweige. Und eben das Wurzelwerk, das aus dem Boden wuchs und nicht in ihm, wie es normal der Fall hätte sein müssen.« Mit beiden Händen strich er fahrig durch sein Gesicht. »Das kann ich nicht verstehen, aber ich bin auch nicht blind. Ich habe den Baum hier gesehen, davon gehe ich nicht ab. Da kannst du sagen, was du willst.«

»Ich sage ja gar nichts.«

»Aber du glaubst mir nicht?«

Hastings wiegte den Kopf. »Ehrlich gesagt, ja. Ich halte mich lieber an die Tatsachen.« Er zeigte nach unten. »Zum Beispiel an die tote

Frau hier.«

»Ja«, gab Lindner stöhnend zurück. »Das stimmt schon. Sie ist tot, und sie ist nicht verschwunden. Aber sie wurde aus dem Boden gedrückt. Es entstand dabei sogar ein Graben, den du leider jetzt nicht mehr sehen kannst, weil alles mit Laub gefüllt ist oder sich wieder aufgefüllt hat.« Er schüttelte mehrmals den Kopf. »Ich kann das einfach nicht begreifen. Damit komme ich nicht zurecht.«

Hastings ließ Malcolm Zeit, sich zu erholen. »Was war es denn für ein Baum? Eine Eiche, eine Linde oder…«

»Hör auf, Jerome. Es ist jetzt egal.« Er ging wieder zurück an seinen ursprünglichen Platz. »Aber wie ist es möglich, daß ein Baum einfach verschwindet? Ich kann mir nicht vorstellen, daß plötzlich jemand hier erscheint, ihn sich auf die Schulter wirft und einfach damit weggeht. Das ist unmöglich.«

»Jetzt redest du Unsinn, Malcolm.«

»Unsinn?« keifte der Rentner. »Der Baum war hier. Ich hätte dich gern mal an meiner Stelle gesehen.«

»Ich bin aber nicht an deiner Stelle. Und ich sehe auch keine Hinweise darauf, daß hier einmal ein Baum gestanden hat. Der Erdboden ist nicht aufgerissen, sondern glatt.«

»Weil er mit seinen Wurzeln nicht im Boden wuchs.« Lindner schlug sich gegen die Stirn. »Geht das denn in deinen verdammten Dickschädel nicht hinein?«

Jerome Hastings blieb ruhig, trotz des Anblicks der Toten in seiner Nähe.

»Mir kannst du das erzählen, Malcolm, aber was wird die Polizei sagen, wenn du die Beamten informierst?« Er reckte das Kinn vor. »Rechnest du eigentlich damit, daß man dir glauben wird? Die werden dich auslachen. - Das sind doch Märchen.«

»Sind es nicht!« schrie der Rentner dazwischen.

»Für dich nicht. Für mich vielleicht auch nicht. Aber kannst du denn beweisen, daß genau an dieser Stelle ein Baum gestanden hat, der nicht im, sondern auf dem Boden wuchs? So etwas wäre ein naturwissenschaftliches Phänomen.«

Lindner senkte seine Stimme. Sie klang dabei deprimiert. »Die Beweise«, murmelte er, »ja, daran habe ich jetzt auch gedacht. Aber ich hatte dich in meine Rechnung mit einbezogen. Du hättest ihnen doch sagen können, daß der Baum hier gestanden hat.«

»Wieso ich? Ich habe ihn nicht gesehen. Ich habe zumindest nicht darauf geachtet, Malcolm.«

»Kennst du diesen Ort denn hier nicht?«

»Natürlich kenne ich ihn.«

»Und den Baum nicht?« staunte Malcolm.

»Nein, ich habe ihn nie gesehen. Und er wäre mir aufgefallen, so wie

du ihn mir beschrieben hast.«

Lindner stieß laut die Luft aus. »Dann, dann begreife ich gar nichts mehr. Tut mir leid. Ich weiß nichts. Es ist alles vorbei. Ich kenne mich nicht mehr aus, ehrlich…«

»Was soll ich dazu sagen?«

»Kann denn ein Baum einfach weglaufen, Jerome?«

»Unsinn!«

»Dann hat er sich in Luft aufgelöst. Puff - einfach so. Weg war er.«

»Und vorher ist er vom Himmel gefallen und hat sich hier auf die Lichtung gestellt, wie?«

»Ach, leck mich doch…«

»Bitte, Malcolm, ich verstehe deine Reaktion. Aber denk daran, wer vor uns liegt. Eine Leiche, eine junge Frau. Wir sollten doch mehr Respekt vor dem Tod haben.«

Lindner schnaubte in sein großes Taschentuch. »Du hast recht, Jerome, sorry, aber es war einfach zu viel für mich. Ich bin auch nur ein Mensch.«

»Gut, dann informieren wir jetzt die Polizei und gehen zum Wagen zurück. Von dort aus führen wir die Leute an den Tatort. Sollen die sich darüber den Kopf zerbrechen.«

Malcolm Lindner schaute zu, wie der Förster sein Handy aus der Innentasche zog und wenig später bereits Verbindung bekommen hatte.

Er wußte, daß der Mann ihm nicht glaubte, aber was er gesehen hatte, das hatte er gesehen. Schließlich gehörte er nicht in eine geschlossene Klinik. Er hatte sich diesen Baum nicht eingebildet. Mochte Hastings auch noch so tun, als wäre der Fall für ihn vorbei, für Malcolm Lindner war er es nicht. Er sah noch einige böse Tage und Nächte auf sich zukommen, denn dieser verschwundene Baum war etwas Besonderes, sogar etwas Teuflisches, das stand für ihn fest. Er und andere würden noch von ihm hören, ganz bestimmt sogar.

Der Förster hatte sein Handy wieder verschwinden lassen. »Gehen wir?« fragte er, ohne noch einen letzten Blick auf die Leiche zu werfen.

Das tat Malcolm Lindner, als wollte er von der Toten, die ihm irgendwie schon vertraut geworden war, Abschied nehmen. »Ja, laß uns gehen. Es ist besser so…«

***

Wir waren durch Duncton gefahren und hatten einen Ort kennengelernt, in dem das Alte noch vorhanden war, ohne dem Neuen Platz schaffen zu müssen, denn am Rand des Dorfes waren die neuen Häuser errichtet worden, wo sie nicht störten. Eine kleine Siedlung war dort entstanden.

Bei klarem Wetter konnte man den Wald und dahinter die Berge erkennen. Und gutes Wetter hatten wir an diesem Tag. Es schien sogar die Sonne, auch wenn der Himmel an einigen Stellen mit dicken, weißen Wolken besetzt war. Allerdings gab es genügend große Lücken, durch die das Blau schimmerte und die Sonne ihre Strahlen schicken konnte.

Wunderschönes Frühlingswetter, das die Laune der Menschen ansteigen ließ, bei uns jedoch nicht. Es hatte zwei rätselhafte Leichen gegeben, und deren Herkunft mußten wir klären.

Den Anfang wollten wir bei einem Mann namens Rocco Wilde und seinen Tänzerinnen finden. Wir hatten uns erkundigt und erfahren, daß die beiden großen Wohnmobile auf dem Campingplatz standen, der um diese Jahreszeit noch recht leer war, wie wir selbst feststellen konnten, als wir auf das Gelände einbogen.

Die beiden großen Wohnmobile waren nicht zu übersehen. Sie standen dort, wo es auch die Anschlüsse für Strom und Gas gab. Ein Restaurant im Blockhausstil war geöffnet, und auf der Terrasse unter dem Vordach saßen die Mädchen, ließen sich von der Sonne bescheinen, tranken oder aßen eine Kleinigkeit, denn es war Mittagszeit. Bedient wurden sie von einem jungen Mann mit roten Haaren und Punkerschnitt. Das war bestimmt nicht Rocco Wilde.

Neben der linken Terassenseite hielt ich den Rover an. Unter den neugierigen Blicken der Mädchen stiegen wir aus, schauten uns noch einmal um, aber auch an der gegenüberliegenden Seite, wo Bäume wie ein Wall wuchsen, war niemand zu sehen, auf den wir getippt hätten. Ein älterer Mann war dabei, mit einem Schrubber die Außenhaut seines Wohnwagens zu reinigen und ihn durchzulüften. Die Tür stand offen und einige transportable Möbelstücke im Freien. Um uns kümmerte er sich ebensowenig wie um die Tänzerinnen, die uns allerdings nicht aus den Augen ließen. Umgekehrt war es ebenso.

Zehn Mädchen oder junge Frauen waren es. Für jeden Männergeschmack etwas dabei.

Weiße, dunkelhäutige, blonde, schwarz-, braun-und rothaarige Frauen, die allerdings nicht sehr vergnügt und locker aussahen, denn auch sie wußten, daß zwei ihrer Kolleginnen tot waren.

Wir blieben dort stehen, wo das Geländer der Terrasse eine Lücke aufwies. Ich grüßte freundlich und erkundigte mich nach Rocco Wilde.

»Ihr seid Bullen, wie?« fragte eine dunkelhäutige Schöne mit Rastalocken zwischen zwei Löffeln Joghurt.

»Polizisten!« korrigierte ich sie.

»Egal. - Geht es um Linda und May?«

»Um wen sonst?«

»Sie sind tot«, sagte die Frau und zwinkerte mit den Augen. »Einfach

tot.« Trotz der leisen Stimme hörten wir die Worte deutlich, weil es in der Umgebung still geworden war. »Sie haben niemandem etwas getan. Trotzdem wurden sie umgebracht. Könnt ihr das verstehen?«

»Nein«, sagte Suko. Er hatte eine Hand auf das Geländer gelegt. »Bei Mord hört unser Verständnis auf. Und deshalb wollen wir so schnell wie möglich den Täter, die Täter, der oder die Täterin, und wir hoffen, daß Sie uns dabei helfen können.«

Die Dunkelhäutige spielte mit ihren Rastazöpfen, in die sie noch bunte Perlen geknotet hatte. Sie klacken bei den Bewegungen leise gegeneinander. »Leider nein, Mister…«

»Ich heiße Suko, und das ist mein Kollege John Sinclair.«

»Auch egal. Ich bin übrigens Carmen.« Aus ihren großen, dunklen Kirschenaugen schaute sie uns an. Die vollen sinnlichen Lippen verzogen sich zu einem verlorenen Lächeln. »Diesmal würden wir euch gern helfen, aber wir haben keine Chance. Nicht die geringste, tut mir leid.«

»Könnt ihr euch keinen Grund vorstellen, weshalb die beiden Kolleginnen plötzlich verschwanden?«

»Nein.«

Suko ließ nicht locker. »Kann das ein Freund gewesen sein?«

»Auch nicht. Das hätten wir gewußt.« Die anderen Tänzerinnen nickten zur Bestätigung.

»Dann waren sie auf einmal weg?«

»Ja«, bestätigte Carmen, »aber nicht freiwillig, das könnt ihr mir glauben.«

Sie zupfte am Saum ihres knallroten, eng anliegenden Oberteils, das keine Ärmel hatte. »Sie sind auch nicht einfach verschwunden, Suko, sie wurden geholt.«

»Was erzählst du denn da, Carmen?« Die scharfe und unwirsche Männerstimme hörten wir alle, und Carmens Mund schloß sich sofort.

Ein Beweis, daß der Mann, dem die Stimme gehörte und den wir nach einer Drehung sahen, Macht über sie hatte.

Er hatte sein Wohnmobil verlassen und kam mit wiegenden Schritten auf uns zu.

So konnte nur Rocco Wilde aussehen. Er trug eine grellrote Lederhose, dazu ein graues Hemd, das weit aufgeknöpft war und den Blick auf seine Brusthaare ermöglichte. Die Haare auf dem Kopf waren zu einer wilden Frisur hochgekämmt oder hochgefönt worden und wuchsen lang in den Nacken hinein. Zu alt konnte er nicht sein, aber sein von der Sonnenbank gebräuntes Gesicht zeigte verlebte Züge. Breite Faltenkanäle hatten sich in seine Haut gegraben. Über der Oberlippe schimmerte eine helle Narbe. Seine Augen waren seltsam hell und fischig. Sie paßten nicht zu den Haaren, die sicherlich gefärbt waren.

Um seinen Hals hatte er einige Ketten gehängt. Lederbänder. Bestückt mit Perlen, Kreuzen und anderen Symbolen. Drei Ringe hatte er an beiden Händen verteilt, und am linken Handgelenk protzte er mit einer großen goldenen Uhr.

Etwa zwei Schritte von uns entfernt blieb er stehen und wippte leicht in den Knien, während er seine Daumen hinter den mit silbrigen Beschlägen versehenen breiten Ledergürtel gehakt hatte.

Dieser Rocco Wilde vereinigte in seinem Outfit wirklich alle Vorurteile, die man sich nur denken konnte. Das war ein richtiger Vorstadtganove, einer der auf Schau machte.

»Was labert ihr hier herum?« fuhr er uns an. »Laßt die Mädchen in Ruhe, oder besucht heute die Show.«

»Kann sein, daß wir uns dort wiedertreffen«, sagte ich. »Aber zuvor hätten wir einige Fragen an Sie.«

Er verdrehte die Augen, denn plötzlich wußte er Bescheid. »Bullen«, stöhnte er kopfschüttelnd, »so wie ihr können auch nur Bullen fragen. Ich kenne das doch. Aber meinetwegen. Es geht um die Sache. Ich habe nichts zu verbergen.«

»Im Gegensatz zu früher«, konnte ich mir nicht verkneifen zu sagen, weil ich mich immer wieder über den Ausdruck Bullen ärgerte.

Wilde hob die Arme und drehte uns die Handflächen zu. »Das ist vorbei und vergessen. Daraus könnt ihr mir keinen Strick mehr drehen. Ich bin ein seriöser Geschäftsmann geworden.« Über die letzte Behauptung mußte er selbst grinsen.

»Darüber könnten wir auch diskutieren«, erwiderte ich, »aber deshalb sind wir nicht gekommen.«

»Weiß ich doch. Kommt mit!« Er mußte uns noch einmal seine Macht über die Mädchen demonstrieren. »Und ihr verhaltet euch ruhig. Bleibt entweder auf der Terrasse hocken oder verzieht euch in den großen Wagen.«

Damit hatte er recht, denn sein Wagen war tatsächlich kleiner als der der Mädchen. Die Tür hatte er nicht geschlossen. So konnte wir Rocco Wildes Reich betreten, das wirklich auf ihn sehr persönlich zugeschnitten war. Mein Geschmack war es jedenfalls nicht. Ich hatte sogar Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, als ich die Couch mit dem Blümchenmuster sah und die dicken Sessel in einem knalligen Rot. Hinter einem Vorhang, der nicht geschlossen war, stand das breite Bett mit der Decke, die Drucke aufwies, wie man sie als Szenen oder Bilder sonst nur in einem Pornostreifen sah.

Auch sonst war in diesem Wagen viel nacktes Fleisch zu sehen. Da hingen Bilder an den Wänden, deren Motive manchem Betrachter die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte. Einige bekannte Gesichter entdeckten wir ebenfalls darunter. Wir hatten die Mädchen auf der Terrasse sitzen sehen.

Rocco Wilde hatte unsere Blicke bemerkt. Er grinste breit. »Scharf, wie?«

»Die Geschmäcker sind verschieden.«

Er schaute uns schief an, öffnete den Mund, schloß ihn wieder und sagte einen Moment später, als er sich drehte und zu einer Flasche Whisky griff. »Fast hätte ich etwas gesagt, aber ich habe eine gute Kinderstube genossen und laß es lieber bleiben.«

»Muß aber lange her sein«, meinte Suko.

Er kassierte dafür einen Dolchblick aus diesen kalten Fischaugen.

Zusammen mit der Flasche ließ sich Rocco Wilde auf die Couch sinken. Der ziemlich volle Aschenbecher bekam Gesellschaft, als die Flasche neben ihm abgestellt wurde.

»Wollt ihr auch einen Schluck?« Wir lehnten ab.

»Ich brauche einen. Der Tod meiner beiden Tänzerinnen ist mir verdammt nahegegangen.«

Das behauptete einer, der das Gemüt eines Kampfhundes hatte, so zumindest stufte ich ihn ein. Die Tür hatten wir nicht geschlossen. Der Mief im Raum konnte abziehen.

Auf ein Glas verzichtete Wilde. Er ließ den Whisky direkt aus der Öffnung in die Kehle rinnen. »Okay«, sagte er, als er die Flasche wieder auf den Tisch gestellt hatte. »Jetzt ist alles wieder einigermaßen im Lot.«

»Schön«, kommentierte ich knapp. »Dann können wir ja anfangen.«

»Ist das ein Verhör?«

»Nein«, sagte Suko, »aber wir müssen fragen, um den Tod der beiden Frauen aufzuklären.«

Wilde hustete. »Klar, verstehe ich. Diesmal wünsche ich es euch. Und wenn ihr den Killer habt, dann gebt ihn mir, versteht ihr? Ich werde ihn schon zurechtstutzen, daß er in keine Würstchendose mehr hineinpaßt.«

Keiner von uns ging auf seine Selbstjustiz-Absichten ein. Suko fragte statt dessen: »Was wissen Sie?«

»Nichts.«

»Das ist nicht mal viel.« Die Bemerkung konnte er sich nicht verkneifen.

»Ist Ihnen das schon mal passiert, daß Mädchen aus Ihrer Truppe plötzlich verschwinden?«

»Wo denken Sie hin? Nie und nimmer! Die Girls haben es gut bei mir, sehr gut, sogar. Nein, nein, daraus könnt ihr mir keinen Strick drehen.«

»Das haben wir auch nicht vor, Mr. Wilde. Es hätte ja sein können.«

Er schüttelte den Kopf. »Ist es aber nicht.«

Suko fragte weiter. »Die Mädchen haben auch keinerlei Andeutungen darüber gemacht, daß sie den Job eventuell hinwerfen wollten.«

»Überhaupt nicht. Außerdem haben sie Verträge unterschrieben. Die müssen Sie erfüllen. Das verstehen Sie doch. Und wenn sie aussteigen wollen, müssen sie zahlen, und soviel Kohle haben sie nicht.« Er hob die Schultern. »Das sind die Regeln.«

»Ja«, sagte ich, »das glauben wir Ihnen schon. Wo treten Sie denn überall auf?«

Mit der linken Hand winkte er heftig ab. »Nicht in den großen Städten, dort gibt es genug Spaß für die Leute. Aber auf dem Lande, in den kleinen Orten, bin ich mit meiner Truppe der King. In Scharen kommen da die Besucher. Natürlich fast nur Männer, aber deren Weiber wissen genau, daß sie sich bei meinen Mädchen Appetit holen können. Und gegessen wird dann zu Hause. Außerdem würde es sich in den Dörfern schnell herumsprechen, wenn jemand versucht, eine der Tänzerinnen anzumachen, um mit ihr zu verschwinden. So bleibt alles im Rahmen. Hin und wieder klemmt man ihnen auch einen Schein in die Slips, aber das ist alles.«

»Hört sich ja sehr solide an.«

»Sie können Ihren Spott ruhig lassen, Sinclair. Das ist ein solides Geschäft und kein Puff.«

»Was ihre Tänzerinnen in der Freizeit unternehmen, wissen Sie nicht zufällig?« erkundigte sich Suko.

»Nein. Aber es ist nicht viel. Sie hocken meist im Wohnwagen zusammen und warten auf den nächsten Auftritt. Wenn sich eine betrinkt und nicht auftreten kann, gibt es kein Geld. So einfach ist das. Ich zahle nämlich jeden Abend bar aus.« Er fühlte sich wirklich wie der King, hob die Arme an und legte sie auf die Rückenlehne der Blümchen-Couch.

Ich sprach ihn wieder an. »Wir müssen noch einmal auf die beiden toten Tänzerinnen zurückkommen. Die eine, Linda Crowman, wurde in einem Graben gefunden.«

»Das stimmt.«

»Wo fand man denn die andere?«

Die Antwort kam spontan. »Im Wald, und das nicht mal weit von hier. Den können Sie sogar sehen, wenn Sie zum Campingplatz fahren.«

»Dann wissen wir Bescheid«, sagte ich.

»Wer fand sie denn?« fragte Suko.

Rocco Wilde hob die Schultern. »Den Typ kenne ich nicht. Ist nicht meine Kragenweite. Ein Rentner, der dort immer seine Runden dreht, hat sie auf einer Lichtung entdeckt.«

»Direkt im Wald?«

»Ja.«

»Wissen Sie den Namen des Mannes?«

»Nein, woher denn?«

»Hätte ja sein können.«

»Ihr könnt doch eure Kollegen fragen, die haben die Tote abtransportiert. In Duncton gibt es zwar keine richtige Bullen-Station, aber die haben sich beim Bürgermeister einquartiert. Dort könnt ihr mit ihnen reden.«

»Ja«, sagte ich, was sich schon abschließend anhörte. »Ihnen möchte ich noch einen guten Rat geben. Verschwinden Sie lieber mit Ihrer Truppe, bevor noch mehr passiert.«

»Bis Sonntag halten wir durch. So lange läuft der Vertrag. Die Bude ist jeden Abend proppenvoll. Die Knete lasse ich mir nicht entgehen. Ich wäre doch blöd. Außerdem wissen die Mädchen jetzt, daß sie zusammenbleiben müssen. Gemeinsam sind sie stärker.«

»Manchmal nutzt auch das nichts«, sagte Suko, der sich ebenso erhob wie ich.

Rocco Wilde hob nur die Schultern und blieb sitzen.

An der Tür stehend fragte ich ihn: »Und Sie selbst haben keine Angst vor dem geheimnisvollen Killer?«

»Ich?« Er lachte. »Mann, wer mich umlegen will, der muß verdammt früh aufstehen.«

»Ich kenne Leute, die haben sich schon überschätzt.«

»Aber ich bin besser, Sinclair.«

»Wir werden sehen.«

Beide waren wir froh, den Wagen verlassen zu können. »Ein Großmaul«, sagte Suko. Er schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, John, daß auf derartige Typen noch immer so viele Menschen reinfallen. Das ist zu hoch für mich.«

»Wahrscheinlich ist das ein gesellschaftliches Problem. Ich bin sogar fest davon überzeugt, daß er seine Tänzerinnen mit einem Hungerlohn abspeist. Er bekommt doch genug. Denk nur an die Arbeitslosigkeit, dann weißt du genug.«

»Ja - leider.«

Angesprochen wurden wir von den Mädchen nicht mehr, obwohl sie bestimmt neugierig waren. Ich blieb noch einmal dort stehen, wo wir uns schon einmal aufgehalten hatten. »Gebt nur auf euch acht«, warnte ich sie. »Zwei tote Tänzerinnen reichen.«

»Klar«, sagte Carmen und nickte. »Wir bleiben zusammen. Keine geht mehr allein weg.«

»Das ist gut.« Ich nickte ihnen zu. »Wir sehen uns noch?«

»Heute abend? Beim Programm?«

»Kann sein.« Danach stieg ich in den Wagen, in dem Suko bereits hinter dem Lenkrad saß.

»Zum Bürgermeister?« fragte er.

»Wohin sonst?«

***

Ein Baum wanderte!

Der Wald war nicht mehr sein Platz. Dort hatte er nicht mehr länger sein wollen. Es gab nichts mehr, was ihn noch hätte kräftigen können. Er fand keine Nahrung mehr. Die Menschen wußten Bescheid. Die Tiere ebenfalls. Er konnte nichts fangen, und so würde er sich einen anderen Ort suchen müssen, um Nahrung aufzunehmen.

Die gewaltigen Wurzeln wirkten wie übergroße, gekrümmte und federnde Beine, die den Baum bei jedem Schritt weiterschoben, über den Waldboden hinweg, hinein in die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen wollten. Er brach durch Büsche und zähes Unterholz. Er trampelte das Gestrüpp nieder wie ein Riese mit überdimensionalen Füßen, und er drückte auf seinem unheimlichen Weg schwächere Bäume einfach zur Seite, wenn sie ihn behinderten.

Der wandernde Baum hatte den Wald aufgeschreckt. Das Schreien der Vögel vernahm er als Warnrufe. Sie tobten hoch über ihm durch die Luft, wo sie nur Beobachter waren, ohne selbst Gefahr zu laufen, vernichtet zu werden.

Der Baum wühlte sich weiter. Seine Füße bestanden aus Wurzelwerk.

Gewaltige Krallen, die sich ebenso bewegten wie seine Äste. Es erinnerte an die durch die Luft pendelnden Arme eines Kraken, der immer auf der Suche nach Beute war.

Andere Äste brachen wie Zündhölzer, wenn der unheimliche Baum sie mit seinen eigenen faßte und aus ihrem Verbund hervorriß. Er war wütend. Er wollte zerstören. Er riß den Boden auf. Hinterließ Löcher und tiefe Spuren.

Weiter - immer weiter!

Der übrige Wald war nicht mehr sein Gebiet. Er brauchte neue Nahrung.

Saft sollte durch seine Adern fließen. Ändere Bäume holten sich das Wasser aus dem Boden, um das Wachstum zu fördern und den Durst zu stillen. Bei ihm war es anders. Er lebte nur so gut, weil es Menschen gab, die er sich holen konnte.

Schnappen. Davon leben. Sie als Hülle zurücklassen.

Und es gab Menschen genug. In der Nähe, nicht weit entfernt. Er roch sie. Er nahm ihre Körper wahr, wie er es schon mehrmals getan hatte.

Sie waren zu seiner Beute geworden.

Ob Männer, Frauen oder Kinder. Es spielte bei ihm keine Rolle. Er wollte sie alle, er würde sie auch bekommen.

Der übrige Wald bildete kein Hindernis für ihn. Er überwand alles. Kein anderer Baum schaffte es, ihn auf seinem Weg zu stören. Immer wieder drückte er sich durch Lücken oder bahnte sich selbst seinen Weg. Seine Zweige glichen Sensoren, die sich träge durch die Luft bewegten. Mit ihren Spitzen suchten sie nach Beute. Sie tasteten sich

vor. Sie wollten weitere Nahrung. Wenn sich schon keine Menschen in der Nähe befanden, dann mußten es Tiere sein.

Ein Fuchs hatte das Pech, nicht schnell genug verschwinden zu können.

Der Baum war mit seinen dehnbaren und doch irgendwie stählernen Wurzeln sehr nahe an den Bau herangerückt und drückte ihn durch die Kraft des Wurzelwerks ein.

Die Fuchshöhle brach nicht völlig zusammen. Es blieb noch immer ein Loch zurück, durch das das Tier fliehen konnte, aber es mußte sich erst hervorwühlen, was in einer wilden Panik geschah. Es spürte den Verfolger genau. Die Furcht peitschte den Fuchs voran ins Freie - und auch in sein Verderben.

Der Baum hatte darauf nur gewartet. Plötzlich griff das Wurzelwerk zu.

Es packte das fliehende Tier wie die Greifarme irgendwelcher Bagger.

Der Fuchs gab einen klagenden Laut ab, als ihn die Kraft zu Boden drückte. Er bewegte verzweifelt seine Beine. Er strampelte. Er suchte nach einem Ausweg. Mit seinen Krallen wollte er die Löcher in den Boden graben, um sich dort zurückziehen zu können. Heftig bewegte er auch den Kopf von einer Seite zur anderen. Seine Schnauze stand offen.

Die Zunge zuckte immer wieder hervor, aber es gab nicht die Spur einer Chance für ihn.

Die Wurzeln hielten ihn eisern fest. Sie umschnürten seinen Körper, dann rissen sie ihn auf. Wie scharfe Messer zerstörten sie sein Fell und drangen in die Augen des Tieres. Es wehrte sich nicht mehr. Es heulte noch, aber die Laute verloren an Lautstärke.

Von der Seite her drang eine gekrümmte, aber sehr starke Wurzel direkt in die Kehle des Tieres ein. Ein Blutstrom schoß aus der Wunde: Es war die endgültige Erlösung für das Tier. Es sackte zusammen, und der Fuchs blieb als lebloser Kadaver liegen. Aus seinem mit Wunden übersäten Körper sickerte Blut.

Der Baum trank es.

Es war nur wenig, aber es war das Blut eines Lebewesens. Weitere würden folgen. Keine Tiere mehr, diesmal waren Menschen an der Reihe. Noch hatten sie eine Galgenfrist. Die aber würde bald ablaufen, denn die Dunkelheit war seine Zeit…

***

Der Bürgermeister hatte sich als sehr hilfreich erwiesen und getan, was er konnte. Daß es in seiner Gemeinde zwei Tote gegeben hatte, das hatte ihn schon mitgenommen. Erklärungen konnte er nicht liefern.

Zudem war er heilfroh aus London Hilfe zu bekommen, denn er und

die örtliche Polizei fühlten sich restlos überfordert.
Durch den Bürgermeister hatten wir auch den Namen des Rentners erfahren, der die letzte Tote - May Ferguson - entdeckt hatte. Dieser Mann hieß Malcolm Lindner. Wir hatten telefonisch unseren Besuch avisiert und saßen ihm nun auf seinem Balkon gegenüber, dessen Brüstung er mit Blumen geschmückt hatte.
Geranien, Fuchsien und andere Blumen wuchsen in Kübeln und gaben uns eine gewisse Deckung. Aber auch wir konnten kaum über die Gewächse hinwegschauen, so daß wir uns wie auf einer kleinen Insel vorkamen.
Das Haus lag in einem Neubaugebiet, wo fast alle Bauten gleich aussahen, was Lindner jedoch nicht störte. Er fühlte sich hier wohl. Auch deshalb, weil der Wald in der Nähe lag, den er beinahe täglich durchwanderte. Er war allein, sein Frau arbeitete. So hatte er Zeit und war auch froh gewesen, mit zwei Menschen sprechen zu können, die ihm sehr genau zuhörten und ihn nur selten durch Zwischenfragen unterbrachen.
Immer öfter hatte er sich den Schweiß von der Stirn wischen müssen, denn gerade das letzte Drittel seines Berichts regte ihn auf. Für sein Alter sah er noch gut aus. Er wirkte auch rüstig. Eine gesunde Gesichtsfarbe zeugte von längeren Aufenthalten an der frischen Luft. Das graue Haar lag wohlfrisiert auf seinem Kopf, und der Oberlippenbart war exakt geschnitten.
Er berichtete uns auch davon, daß er mit dem Förster an den Fundort zurückgekehrt war, und wir vernahmen mit Erstaunen, daß es den Baum dort nicht mehr gab.
»Tatsächlich nicht?« fragte Suko.
Er nickte heftig. »Sie können mir glauben oder nicht. Aber er stand nicht mehr auf seinem Platz.«
»Haben Sie eine Erklärung, Mr. Lindner?«
»Nein, Inspektor, habe ich nicht.« Wieder wischte er Schweiß aus seinem Gesicht. Der Korbstuhl ächzte, als sich Lindner bewegte. »Ich habe keine Erklärung dafür und werde auch wohl nie eine bekommen. Haben Sie denn eine, meine Herren?«
»Noch nicht«, gab ich zu.
»Das wußte ich. Keiner hat sie. Und es wird sie auch keiner bekommen, das weiß ich. Es gibt sie einfach nicht. Zumindest nicht rational. Wir müssen es hinnehmen, und damit basta. Die Welt ist voller rätselhafter Dinge. Meist geschehen sie nur an anderen Orten. Diesmal aber hat es mich erwischt.« Er hob die Schultern. »Ist ja auch wahrscheinlich, denke ich mir.«
»Es gibt für alles eine Erklärung«, hielt ich ihm entgegen.
Er starrte mich an. »Beinahe hätte ich Klugschwätzer gesagt.«
»Das können Sie ruhig, aber wir sind erschienen, um den Fall

aufzuklären.«
»Dann finden Sie den Baum.«
»Das hatten wir vor.«
Lindner war baff. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Es fehlten ihm plötzlich die Worte. Wir ließen ihm Zeit, er mußte noch einen Schluck Wasser trinken. »Sie sind also fest davon überzeugt, den Mörderbaum zu finden?«
»Wir suchen ihn«, präzisierte Suko.
»Dann glauben Sie mir?«
»Warum nicht?«
Malcolm Lindner mußte lachen. »Das ist ja ein Ding! Sie glauben mir. Sie glauben mir tatsächlich. Sie sind die ersten, die das tun, und dazu noch zwei Polizisten.«
»Irgendwer muß ja damit mal anfangen«, sagte ich.
»Ja, das schon.« Er hob die Schultern und schwieg.
Dafür sprach Suko weiter. »Sie wissen aber nicht, wo er hingegangen sein könnte?«
»Hingegangen?« Lindner mußte wieder lachen. »Ja, das ist gut. Er ist gegangen. Seine Wurzeln waren Beine. Er kann sicherlich gegangen sein, aber ich weiß es nicht.«
»Sie haben keine Spuren entdeckt?«
»Nein. Wenn ich ehrlich bin, dann habe ich auch nicht nach ihnen gesucht, meine Herren. Es kann sie geben, das muß aber nicht sein. Jedenfalls habe ich mich darum nicht gekümmert.«
»Das ist schade«, meinte Suko, »sehr schade sogar. Der Baum ist ja keine Maus, die einfach verschwinden kann. Sollte er sich tatsächlich aus eigener Kraft bewegt haben, dann muß es Spuren geben. Er muß sich seinen Weg gebahnt haben, verstehen Sie?«
»Ja, klar.«
»Schneisen gerissen, wie auch immer. Also könnte man ihn verfolgen.«
»Das glaube ich auch.«
»Das genau sollten wir tun«, sagte Suko.
Malcolm Lindner schaute auf seine Knie. »Ich habe daran noch nicht gedacht, aber es ist wohl ein guter Vorschlag.«
»Bei dem Sie uns helfen können, Mr. Lindner. Denn Sie allein kennen den Ort, wo der Baum einmal gestanden hat. Und Sie sollten uns dorthin führen.«
Der Rentner riß die Augen weit auf. »Jetzt?« flüsterte er. »Ich meine, ahm, noch an diesem Tag?«
»Natürlich.«
Angenehm war es ihm nicht, aber kneifen wollte er auch nicht, deshalb nickte er. »Wie Sie meinen. Dann, dann fahren wir hin. Den Rest der Strecke müssen wir allerdings zu Fuß gehen. Es ist aber nicht

weit. Zudem gibt es gut befahrene Wirtschaftswege, die den Wald durchkreuzen.«

»Das ist schon was«, sagte ich. »Noch eine Frage, Mr. Lindner. Haben Sie schon darüber nachgedacht, was hinter diesem rätselhaften und unheimlichen Vorgang stecken könnte?«

»Wie meinen Sie das denn?« Er blickte mich fragend an. Auf seiner breiten Stirn lagen winzige Schweißperlen in den Hautfalten.

»Nichts geschieht ohne Motiv. Auch der Baum ist nicht von allein losgewandert. Etwas muß ihn getrieben haben. Wahrscheinlich hat er sogar einen Befehl bekommen. Jemand muß ihm gesagt haben, was er tun sollte, und er ist diesem Befehl letztendlich gefolgt. Das ist es, was ich meine.«

»Muß ich das verstehen?« Lindner verzog das Gesicht. Es sah hilflos aus.

»Nein, das brauchen Sie nicht. Ich wollte ihnen nur damit klarmachen, daß eine Kraft dahintersteckt, die es dem Baum ermöglicht, eine derartige Wanderung zu unternehmen.«

Ich lächelte etwas verbissen und sagte dann: »Wenn ich das wüßte, ginge es mir besser. Sie kennen sich im Wald aus. Sie durchwandern ihn beinahe jeden Tag. Ist Ihnen denn in den letzten Tagen oder Wochen keine Veränderung aufgefallen?«

»Nein, ist mir nicht.«

»Überlegen Sie bitte genau, Mr. Lindner.«

»Gesehen habe ich den Baum, ja, aber nur das eine Mal. Wenn es ihn schon länger gibt, muß er erst kurz zuvor dort aufgetaucht sein. Hingewandert.«

Suko ließ seinen Atem sehr laut aus dem Mund strömen, bevor er mich anblickte. »Wir haben es mit einem Baum zu tun, der sich auf Wanderschaft befindet. In dem etwas steckt, das ihn vorantreibt. Aber was, frage ich dich.«

Ich baute mit meinen Fingern ein M. Lindner übersah das Zeichen. Er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und betrachtete seine Füße. Suko konnte recht haben, denn mit dem M war Mandragoro gemeint.

Der Inspektor war es auch, der den Faden wieder aufnahm. »Mr. Lindner«, sagte er, »Sie haben doch mit dem Förster gesprochen oder?«

»Ja, natürlich. Er hat sich den Platz angeschaut.«

»Ein Förster kennt seinen Wald, sollte man meinen. Wenn wir davon ausgehen, daß es auch bei - wie heißt der Mann?«

»Jerome Hastings.«

»Gut, danke. Daß es auch bei Jerome Hastings der Fall ist, dann wundert es mich, daß ihm dieser wandernde Baum noch nicht aufgefallen ist. Das ist für mich wirklich ein Rätsel.«

»Er war ebenso überrascht wie ich.«

»Was sagst du zu dem Förster, der seinen Wald nicht kennt - dem kein wandernder Baum aufgefallen ist?«

»Im Moment nicht viel. Aber das läßt sich ändern, wenn wir mit ihm reden.«

»Ich kann Ihnen sagen, wo Sie ihn finden.«

»Das wäre nett.«

Wir bekamen die Adresse und auch eine Wegbeschreibung. Noch war es draußen hell, und ich glaubte nicht, daß der Baum bei Tageslicht auf Beutezug ging. Das würde frühestens bei Einbruch der Dunkelheit geschehen.

Bis dahin wollten wir einen Schritt weiter sein.

***

Obwohl zwei Betten leerblieben, war der Platz im Wohnmobil begrenzt.

Die zehn Tänzerinnen lebten hier auf engstem Raum, schliefen und wohnten auf Etagenbetten.

Auf Rocco Wildes Geheiß hin hatten sich die Mädchen in den Wagen zurückgezogen, weil er ihnen dort einiges zur Lage der Nation erklären wollte, wie er sich stets auszudrücken pflegte. Sie kannten diese Reden, sie mochten sie nicht, aber das mußten sie akzeptieren, denn Rocco Wilde war schließlich ihr Chef. Durch die große Anzahl der Betten war für die kleine Küche nicht viel Platz, und die ebenfalls enge Toilette konnte man sowieso vergessen.

Geduscht wurde immer auf dem Platz. Dafür stand ein entsprechendes Haus zur Verfügung.

Die Tänzerinnen hockten auf den Betten. Es kam nur selten eine derartig bedrückende Stimmung zwischen ihnen auf. Sie sprachen kaum miteinander. Ihre Gedanken drehten sich einzig und allein um ein Thema.

Zwei aus ihrer Mitte waren tot. Jedes der Mädchen stellte sich dieselbe Frage, aber keine wagte es, die Worte laut auszusprechen. Wer ist als nächstes von uns dran? fragten sie sich.

So schwiegen sie verbissen. Die blonde Sandra, deren Haare unwahrscheinlich kurz geschnitten waren. Wie ein heller Schatten standen sie auf dem Kopf. Sandra versuchte verzweifelt, sich durch Stricken abzulenken. Sie schaffte es nicht. Andere schauten auf die Glotze, wo eine Comedy Show lief. Der Ton war abgestellt worden, und die Akteure bewegten sich fast geisterhaft über den Bildschirm.

Carmen saß auf dem Rand ihres Betts. Sie schlief oben. Die Beine baumelten herab. »Wir sollten gar nicht hier im Ort bleiben«, sagte sie, »sondern verschwinden.«

Sandra ließ ihr Strickzeug sinken. »Abhauen, meinst du?«

»So ähnlich.«

Julia, die kleinste unter ihnen, lachte schrill auf. »Sag das mal dem lieben Rocco.«
»Er ist das Problem«, gab Carmen zu. »Wie willst du es zur Seite schaffen?«
»Weiß ich nicht.«
»Eben.« Julia nickte. Sie strich über ihre nackten Arme und verfolgte die Gänsehaut. »Wir alle sind von ihm abhängig, verdienen recht gut, und wenn wir den Job hier schmeißen, stehen wir wieder auf der Straße oder können auf den Strich gehen. Das ist auch blöd. Ich meine, daß wir einfach hindurch müssen.«
»Und wen erwischt es als nächste?« wollte Dina wissen. Sie lag auf ihrem Bett in der ersten Etage und starrte zur Decke dicht über ihrem Gesicht. Die Haare waren rot gefärbt und umspielten das Gesicht wie Feuerzungen.
»Sag doch nicht so was!« beschwerte sich Sandra.
»Wir müssen aber damit rechnen.«
»Sei ruhig!« meldete sich ein Mädchen, das nahe der Eingangstür saß.
»Ich höre Rocco kommen.«
Sie hatte sich nicht getäuscht, denn Rocco Wilde tauchte tatsächlich auf.
Wie immer öffnete er schwungvoll die Tür und schob seinen Körper in das Wohnmobil hinein. Er zerrte die Tür wieder hinter sich zu und blieb am Beginn des Gangs zwischen den Betten stehen. Das Fahrzeug war hoch genug, um normal in ihm zu stehen. Er brauchte den Kopf nicht einzuziehen.
Sein kantiger Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Es ist plötzlich so still hier, Ladies.«
»Wir haben auch vorher nicht viel gesprochen«, erklärte Carmen.
»Angst?«
»Klar.«
»Zwei sind genug«, erklärte Rocco.
Carmen legte den Kopf schief. »Gab es nicht mal eine Zeit, da hast du versprochen, uns zu beschützen, Rocco?«
»Klar, habe ich das.«
»Jetzt sind Linda und May tot.«
Wilde lachte meckernd. »So könnt ihr das nicht sehen, ihr Süßen. Das ist völlig falsch. Ich habe zwar von einem Schutz gesprochen, aber nicht von einem Schutz vor irgendwelchen unerklärlichen Dingen, mit denen keiner von uns zurechtkommt. Ich meine den anderen Schutz. Vor diesen aufdringlichen und besoffenen Bauerntölpeln, die sich plötzlich stark fühlen, wenn sie Bier und Schnaps gekippt haben. Das ist es doch. Aber nicht das andere.«
»Dann sind wir also schutzlos«, stellte Carmen fest.
Wilde funkelte sie an. Plötzlich lebten seine Augen. Der Ausdruck

darin gefiel den meisten Mädchen gar nicht. »Erklär mir mal, was du damit sagen willst.«
»Daß wir schutzlos sind. Wenn der Killer kommt, kannst auch du ihn nicht stoppen.«
Rocco grinste kantig. »Du hast eines vergessen, Süße. Es sind mittlerweile zwei Bullen eingetroffen, die ihn jagen. Ich habe nie viel für Bullen übrig gehabt, aber in diesem Fall bin ich froh. Sie werden den Killer jagen und auch stellen.«
»Hältst du so viel von ihnen?« fragte Sandra.
Rocco Wilde drehte sich der Tänzerin zu und starrte ihr in die Augen.
»Ja, das muß ich.« Er ballte seine Hand zur Faust und zeigte sie dem Mädchen. »Dann sage ich euch noch etwas: Ich habe den Eindruck, als stündet ihr hier vor einer Revolution. Aber nicht mit mir, hört ihr? Nicht mit mir, das kann ich euch versprechen. Sollte eine von euch versuchen, abzuhauen, geht es ihr schlecht. Dann mache ich sie fertig. Ich habe schon zwei Mädchen verloren. Das kann ich nicht mehr rückgängig machen, aber euch halte ich zusammen.«
Sie kannten derartige Reden. Sie hatten sich auch immer davon einschüchtern lassen. An diesem Tag klappte es nicht so. Da war die Angst vor dem unheimlichen Killer stärker als die vor Rocco.
»Hast du schon mal daran gedacht, daß es auch dich erwischen kann?« flüsterte Carmen in die eingetretene Stille.
Der Mann schaute im ersten Moment ziemlich dumm aus der Wäsche.
»Mich erwischen?«
»Klar.«
Rocco lachte scharf. »Wer mich erwischen will, muß früher aufstehen. Ich warte sogar darauf, daß er zu mir kommt. Dann kann er erleben, was mit einem geschieht, der Rocco Wilde ans Leder will. Den mache ich fertig, dem schneide ich die Kehle durch und werfe den Bullen seine Leiche vor die Füße.« Er hob wieder drohend die Faust. »Also, keine Diskussion mehr. Nicht mal einen Gedanken an die Flucht verschwenden, sonst gibt es großen Ärger. Kapiert?«
Die Tänzerinnen nickten.
»Okay, dann kann ich euch ja sagen, daß ich mich entschlossen habe, die Gage der beiden Toten unter euch aufzuteilen. Ihr bekommt also mehr. Gut, nicht?«
Keine lächelte. Alle verstanden den Zynismus, der in diesen Worten mitschwang. Die Tänzerinnen hätten Rocco das Geld am liebsten vor die Füße geworfen, und sie hörten, wie er leise kicherte. »Die Freude scheint ja nicht groß zu sein«, griff er ihre Stimmung auf. »Okay, unser Auftritt beginnt um zwei Stunden vor Mitternacht. Pünktlich, meine Damen! Dann will ich jede von euch in Topform sehen.« Er nickte ihnen zu, drehte sich um und verließ das Wohnmobil. Wuchtig

knallte er die Tür hinter sich zu.
»Arschloch!« sagte Julia laut.
»Sogar ein doppeltes!« fügte Sandra hinzu.
»Und wie verhalten wir uns?« erkundigte sich Dina mit leiser Stimme.
»Ich weiß es nicht.«
Carmen hüstelte gegen ihren Handrücken. »Wie wäre es denn, wenn wir gemeinsam verschwinden?«
Darüber hatte sich noch keine Gedanken gemacht, deshalb blieb die Reaktion zunächst auch aus.
»Warum seid ihr so still?«
»Das geht doch nicht«, meldete sich jemand aus dem vorderen Bereich der Betten.
»Warum nicht? Der Killer läuft noch frei herum. Ob die beiden Bullen ihn stoppen können, stetft auch nicht fest. Wenn nicht, läuft er auch weiterhin frei herum, und dann liegen wir für ihn wie auf dem Präsentierteller. Wir haben ja noch Zeit, darüber nachzudenken, aber ich habe mich schon entschlossen.«
Dina richtete sich auf. »Du willst abhauen?«
»Ja.«
»Und weiter?«
»Nur weg von hier. Ich renne dem Tod davon. Gut, nicht?« Carmen lachte, aber es klang verdammt bitter und ängstlich.

***

Wir wollten dem Förster natürlich einen Besuch abstatten, daran hatte sich nichts geändert, aber der Wald lockte uns trotzdem, denn in seiner Nähe mußten wir vorbei.
Malcolm Lindner hatte von Wirtschaftswegen gesprochen, die ihn durchkreuzten, und diese Wege waren so angelegt, daß sie zur Not auch von normalen Fahrzeugen benutzt werden konnten. Wir würden also mit unserem Rover durchkommen.
Als ich das Lenkrad nach rechts drehte und auf die Einmündung einer dieser Wege zusteuerte, fragte Suko mich: »Kannst du inzwischen Gedanken lesen?«
»Nein, aber ich weiß, daß du es auch hattest vorschlagen wollen.«
»Volltreffer.«
»Wie sooft!«
»Das macht uns stark, John.«
Ich konnte mir das Grinsen nicht verkneifen. »Willst du uns jetzt seelisch aufbauen?«
»Irgendwo schon«, gab Suko zu. »Einen seelischen Aufbau haben wir doch alle nötig - oder?«
»Kann sein, muß aber nicht. Ich brauche ja nur an den Killer zu

denken, der die beiden Toten hinterlassen hat.«
»Das war kein Mensch, John.«
»Bist du sicher?«
Suko pfiff durch die Zähne. »He, was soll ich denn dazu sagen? Wenn du anders darüber denkst, können wir uns den Weg durch den Wald sparen.«
Ich klopfte auf das Lenkrad. »Nein, nein, laß mal. Es kam mir nur plötzlich in den Sinn, weil ich mich gedanklich wohl noch nicht auf einen killenden Baum eingerichtet habe.«
»Das sollte für dich doch nicht zu schwer sein.«
»Warum?«
»Denk an den Fall in Manila, den ich ja nur aus Erzählungen kenne. Dort warst du mit Bill.«
»Na und?«
»Killende Pflanzen.«
»Das ist richtig.«
»Siehst du. Was dort passiert ist, kann auch hier geschehen. Ich sehe das lockerer als du.«
Ich schwieg, denn wir hatten das Ende des doch ziemlich breiten Waldwegs beinahe erreicht. Wo es auch für uns nicht mehr weiterging, hatten Forstarbeiter die Stämme gefällter Bäume zu autogroßen Paketen gestapelt. Eine kleine Holzhütte diente ihnen bei schlechtem Wetter als Unterschlupf für die Pausen.
Ich drehte den Rover. Er zeigte mit der Kühlerhaube wieder in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Suko stieg als erster aus. Ich ließ mir etwas mehr Zeit. Neben dem Holzstapel blieben wir stehen und nahmen unsere Umgebung auf. Oft hatten wir schon gespürt, wenn sich etwas zusammenbraute, wenn Gefahr drohte. Hier war es nicht der Fall.
Uns umgaben Laubbäume, die allesamt die frischen Blätter zeigten.
Alles wirkte friedlich.
Uns umgab eine Stille wie in einem Dom um Mitternacht. Kein Vogel zwitscherte, kein anderes Tier freute sich lautstark über den Frühling. Es war totenstill.
Dieses Phänomen war uns nicht neu. Es trat besonders dann auf, wenn etwas Fremdes, Böses und auch Unheimliches den normalen Kreislauf der Natur störte. Da wurde der Wald plötzlich zu einem unheimlichen Gebiet, in dem sich etwas versteckt hielt.
Auch hier?
Suko runzelte die Stirn, bevor er das Wort übernahm. »Sag nicht, John, daß es dir hier gefällt.«
»Nein, überhaupt nicht.«
»Eben.«
»Hier lauert was.«

»Denkst du an eine Falle?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nicht direkt, aber die Stille gefällt mir nicht.«
Wir warteten, obwohl wir selbst nicht wußten, worauf. Die Umgebung blieb still. Sie wurde umhüllt von einer kühlen Luft, denn die Sonne zeigte sich nicht mehr am Himmel. Sie hatte sich hinter den Wolken verkrochen, die allmählich grau wurden. Auch würde der Abend bald beginnen und mit seinem aschigen Dämmerlicht den Wald bestreichen und in jede Lücke zwischen den Bäumen und auch dem Unterholz eindringen.
Kein Rascheln. Keine Vogelstimmen. Kein anderer Tierlaut. Die Stille blieb uns erhalten.
Nach einer Weile fragte Suko: »Fahren wir zurück und besuchen diesen Förster, oder sollen wir uns umschauen? Es könnte ja sein, daß wir etwas entdecken.«
»Die Lichtung?«
»Nicht nur sie.«
Ich wollte eine Antwort geben, aber ein Geschehen außerhalb unserer Sichtweite ließ mich verstummen. Zum erstenmal wurde die Stille unterbrochen. Nicht von Vogelstimmen, auch nicht durch menschliche Stimmen. Wir hörten statt dessen hohl klingende, brechende und knackende Laute, als wäre ein Riese dabei, sich den Weg durch den Wald zu bahnen.
Suko blickte mich an, und er sah auch, wie sich eine Gänsehaut auf meinem Gesicht bildete.
»Das muß er sein, John.« Suko blieb bei der neutralen Bezeichnung und sprach nicht von einem Killerbaum.
Ich nickte nur.
»Vor uns, John!«
Das war ein weitgefaßter Begriff. Automatisch konzentrierte ich mich stärker auf den Waldsaum am Weg. Nicht nur Laubbäume wuchsen hier.
Im Gegensatz zu den helleren Stämmen der Birken sahen wir das Grün der Nadelbäume, die in ihrer unteren Hälfte von Farnen und Gräsern umgeben waren.
»Das ist die Richtung, John!«
»Warte trotzdem noch.«
»Warum?«
»Weil ich den Eindruck habe, daß er näher kommt. Ich kann mich irren, aber die Zeit sollten wir uns nehmen.«
»Okay.«
Wir blieben am Rover. Suko stand vor dem Heck, ich an der Kühlerhaube, und wir beobachteten mit scharfen Blicken den Waldrand und auch das Gebiet, das sich direkt hinter ihm anschloß,

aber wegen des Unterholzes und der Nadelbäume leider nicht gut einsichtig war. Da gab es doch zu viele Hindernisse.
»Du hast recht, John, da kommt etwas auf uns zu.«
»Sagte ich doch.«
»Es wird uns bemerkt haben. Zwei Tote hat es gegeben, zwei Frauen und jetzt sind wir an der Reihe. Blut ist Blut. Du weißt, was ich meine.«
»Natürlich.«
Wir konzentrierten uns auf die Geräusche. Manchmal hörte es sich an, als würden irgendwo vor uns Knochen gebrochen. Auf eine geschätzte Entfernung konnten wir uns nicht verlassen, aber es gab schon eine Möglichkeit, um etwas erkennen zu können. Wir brauchten die Blicke nur nach oben zu richten, denn die Wipfel der Bäume bewegten sich -und das bei Windstille. Es war der Baum, der andere aus dem Weg räumte, um sich selbst freie Bahn zu verschaffen.
Suko grinste, bevor er leise lachte. »Gib mir mal einen Rat, wie man gegen einen Baum kämpft.«
»Nimm eine Axt.«
»Sehr schön. Da verlasse ich mich lieber auf eine Kettensäge.« Er schaute sich demonstrativ um, ob so ein Werkzeug in der Nähe lag, aber die Waldarbeiter hatten wohl alles in ihr Haus eingeschlossen. Mein Freund hatte sich umgedreht, weil er sich auf diese Hütte konzentrieren wollte. Mir fiel auf, daß seine Haltung starr geworden war. Mich machte es mißtrauisch und ich drehte mich ebenfalls um.
Er war da!
Es war kaum zu beschreiben. Hinter der Hütte sahen wir die Bewegung wie einen großen kompakten Schatten. Monströs und überzeichnet, ein tatsächlich wandernder Baum, dessen Astwerk sich bewegte wie Lianen im Dschungel. Seine Starre hatte er jedenfalls verloren.
Wir waren so überrascht, daß es uns die Sprache verschlagen hatten, was bei uns schon etwas heißen sollte, nach allem, was wir alles erlebt hatten. Ein Wahnsinn. Ein wandelnder Baum. Ein Ungeheuer aus der Natur, das auch gemordet hatte.
Sein gewaltiges Muskelwerk trat alles nieder, was sich ihm in den Weg stellte. Unterholz wurde regelrecht platt gemacht, zerstampft. Die Wurzelkrallen pflügten den Boden regelrecht um.
Der Baum stampfte weiter. Er würde an der von uns aus gesehen rechten Hüttenseite vorbeigehen und befand sich ungefähr auf gleicher Höhe, als sich seine starken Äste nach unten bewegten. Es sah sehr behäbig aus, aber es steckte eine große Kraft dahinter, dem das Dach des Hauses nicht widerstehen konnte.
Zuerst kratzten sie über das Holz hinweg. Dann hörten wir es splittern.

Wie lange Finger rissen die Zweige das Holz hervor und schleuderten es weg, während der unheimliche und blattlose Baum weiterstampfte wie ein furchterregender Riese.

Die Beschreibung stimmte. Da war nichts geschönt. Er hatte tatsächlich einen sehr kurzen Stamm, beinahe schon mit einem Stumpf zu vergleichen. Unter ihm breitete sich ein wie riesiges und leicht in die Höhe geschobenes Spinnennetz das gewaltige Wurzelwerk aus, das mit dem Erdboden nicht verflochten war. Er bewegte sich auf ihm weiter. Bei jedem »Schritt« wippten die Wurzeln nach. Sie federten wieder hoch, als hätten sie dem Baum neue Kraft verliehen.

Ich konzentrierte mich auf den Stamm und versuchte, darin ein Gesicht zu entdecken. Es klingt lächerlich, war es aber nicht, denn schon des öfteren hatte sich der Umwelt-Dämon Mandragoro auf eine derartige Weise gezeigt.

Hier sah ich ihn nicht.

Zugleich bewegten sich meine Gedanken zurück in die nahe Vergangenheit, denn ich dachte an den Fall der blutenden Bäume, den ich in Deutschland zusammen mit Harry Stahl erlebt hatte.

Aber dieser Baum blutete nicht, obwohl er auch gemordet und wahrscheinlich im Blut der Opfer Kraft gefunden hatte.

Bisher war nicht abzusehen, ob es dieser Killerbaum auf uns abgesehen hatte. Sein breites Geäst bewegte sich permanent. Er schien aus Gummi zu bestehen, denn Zweige und Äste drückten sich mal nach unten, dann wieder in die Höhe, und sie erinnerten uns an die Arme eines Kraken, der nach Beute sucht.

»Steckt der Zündschlüssel?« fragte Suko.

Er hatte mich mit der Frage überrascht. »Denkst du an Flucht?«

»Im Zweifelsfall schon.«

»Keine Sorge, ich habe ihn steckenlassen.«

»Sehr gut.« Suko zog seine Dämonenpeitsche und schlug den Kreis, damit die drei Riemen hervorrutschen konnten. Mit dieser Waffe hatten wir schon des öfteren Gefechte entschieden. Jetzt allerdings kamen mir Zweifel, ob die Peitsche etwas gegen diesen Baum ausrichten konnte, der tatsächlich über den auch von uns benutzten Weg weitergehen wollte. Es war die bequemste Möglichkeit, den Wald zu verlassen.

Suko sah meinen zweifelnden Blick und wußte, womit ich mich gedanklich beschäftigte. »Kennst du eine bessere Lösung?«

»Nein.«

»Du kannst ja schießen.«

»Bitte?«

»Ja, versuche es mit einer Kugel. Ich werde einen Versuch mit der Peitsche starten.« Seine Stimme sank zu einem Flüstern ab. »Und gib mir Rückendeckung.«

Ich konnte ihn nicht halten. Was Suko sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er durch. Er wurde plötzlich schnell und eilte mit hastigen Schritten dem Baum entgegen, der sich noch außerhalb des Wegs befand.

Suko wollte nicht in ihn hineinklettern, sondern es dort versuchen, wo das in unterschiedlichen Brauntönen schimmernde Wurzelwerk ein Geflecht bildete.

In diesen Momenten bekam ich Angst um meinen Freund. Der Kampf gegen den Baum glich dem eines Davids gegen Goliath, aber damals hatte David gewonnen.

Und jetzt?

Nein, er warf sich nicht in das Flechtwerk hinein, auch wenn es für einen Moment so ausgesehen hatte. Suko schlug zu. Er bewegte dabei den Arm mit der Peitsche nach vorn, und er selbst war stehengeblieben. Die Riemen drifteten auseinander. Sie trafen das Wurzelwerk an der Vorderseite, und ich hörte das klatschende Geräusch.

Sofort wich Suko zurück, denn die dicken Wurzeln waren in die Höhe gezuckt. Sie glichen darin gereizten Schlangen, die sich auf ihren Angreifer stürzen wollten, und sie hätten Suko womöglich auch erwischt, aber die Kraft der Dämonenpeitsche war schneller.

Genau dort, wo sie die Wurzeln erwischt hatte, zogen sie sich zusammen. Kleine Flammen schlugen hervor. Stinkender Rauch wehte uns entgegen, und die Spitzen brannten weg wie Zunder.

»Komm her!«

Suko war schon auf dem Weg. Er nahm seinen alten Platz wieder ein.

Ich hatte mittlerweile die beiden vorderen Wagentüren geöffnet, denn auch jetzt beherrschte mich der Gedanke an Flucht, denn der Treffer mit der Peitsche hatte zuwenig gebracht. Das Feuer breitete sich nicht aus.

Es vernichtete einige Wurzeln, mehr nicht. Als verkohlte Reste hingen sie schlaff herab. Der Baum war angekratzt worden. Auf keinen Fall aber ließ er sich davon abhalten, weitere Opfer zu suchen.

»Rein mit dir!« schrie ich, sprang in den Rover und hämmerte die Tür zu.

Als Suko einstieg, hatte ich bereits den Motor gestartet und schaute an ihm vorbei auf den Killerbaum, der auf der Stelle stand und sich dabei drehte.

Diesmal in unsere Richtung.

Gleichzeitig bewegte er sich auf seinem kräftigen Wurzelwerk federnd nach vorn und stand plötzlich am Rand des Wegs.

Ich fuhr an.

Der Rover machte einen Satz nach vorn. Aus dem Augenwinkel bekam ich dennoch mit, was da geschah, denn das Gebilde wollte

unsere Flucht verhindern.
Es sah so aus, als würde sich der Baum vor uns verbeugen wollen, um uns seine Referenz zu erweisen. Das Gegenteil war der Fall. Er wollte uns haben und senkte uns deshalb sein Astwerk entgegen, das sich so geschmeidig bewegen konnte, wie es auch bei normalen Armen der Fall war.
Die Reifen radierten über den Untergrund. Sie hinterließen lange Streifen. Diesem Killer traute ich durchaus zu, daß er unseren Wagen packte, ihn in die Höhe wuchtete, um ihn später zusammen mit uns in das Gelände zu schleudern.
Wir waren schnell, der Baum war es ebenfalls.
Etwas krachte auf das Dach. An Sukos linker Beifahrerseite kratzten die Zweige wie gekrümmte Totenfinger entlang, aber sie fanden keine Stelle, an der sie sich verhakten. Sie rutschen ab. Ich beschleunigte stärker, hörte, wie etwas auf den Kofferraum schlug und dort sicherlich eine Beule im Blech hinterlassen hatte. Noch ein Ast prallte auf das Dach, so daß wir beide unwillkürlich zusammenzuckten, aber dann hatten wir den Ort der Gefahr hinter uns gelassen und atmeten zunächst tief durch.
»Du hattest recht, John, denke ich.«
»Womit?«
»Mit deiner Befürchtung. Es wäre nicht so gekommen wie in der Bibel. Diesmal hätte David verloren.«
»Leider ja.«
Die Entfernung zwischen uns und dem Baum war gewachsen. Ich konnte das Risiko eines Stopps eingehen. Als der Wagen stand, öffneten wir die Türen, stiegen aber nicht aus, sondern schauten zurück.
Trotz der hochgewachsenen Bäume war es hell genug, um den Baum erkennen zu können. Er hatte sich tatsächlich aus dem Wald gedrückt und den Weg erreicht. Dort bewegte er sich weiter. Meter für Meter. Es gab nichts, was ihn aufhalten konnte.
Wir schlossen wieder die Türen und schauten uns an. In unseren Augen stand wahrhaftig kein Optimismus. »Wie stoppen wir ihn?« fragte Suko.
»Welche Chancen gibt es?«
»Keine Ahnung.«
»In ihm steckt eine dämonische Kraft, sonst hätte ihn die Peitsche nicht verletzen können. Wenn ich dich damit schlage, geschieht nichts, bei ihm war es anders. Er wird von einem Dämon oder wem auch immer geleitet.«
»Mandragore?«
Ich hob die Schultern.
»Du stehst ihm noch immer positiv gegenüber, wie?«

»Nein, neutral. Er hat seine Berechtigung, das weißt du, aber ich spreche sie ihm ab, wenn er sich oder auch durch seine Diener an Unschuldigen vergreift.«
»Dann müssen wir uns etwas einfallen lassen. Und zwar schnell - bevor der Killerbaum Duncton erreicht und dort seine Zerstörung fortsetzt.«
»Man könnte ihn mit Feuer bekämpfen.«
»Flammenwerfer?«
»So ähnlich.« Ich schaute in den Rückspiegel und sah, daß er schon näher an uns herangekommen war.
»Erst einmal haben, John.«
»Die gibt es beim Militär.«
»Wo, bitte, ist die nächste Kaserne?«
Ich winkte ab. »Es waren ja nur Überlegungen.«
Auch Suko hatte den Baum beobachtet. »Ich will dir ja keine Vorschriften machen, John, aber ich denke schon, daß wir jetzt starten sollten, sonst greift er uns noch.«
Ich drehte den Zündschlüssel. Der Motor sprang an. Wenigstens auf den Rover konnten wir uns verlassen. Unser eigentliches Ziel hatten wir noch gar nicht erreicht, und wir diskutierten gemeinsam darüber, ob es Sinn hatte, dem Förster einen Besuch abzustatten.
»Kann er denn mehr wissen?« fragte Suko.
»Ist schwer zu sagen. Laut Lindners Aussagen soll er selbst überrascht gewesen sein. Angeblich hat er den Baum noch nie gesehen. Was ich mir einfach nicht vorstellen kann.«
»Ich auch nicht.«
»Okay, dann fahren wir zu ihm. Die Zeit müssen wir uns einfach nehmen.«
»Wie lange, glaubst du, wird es dauern, bis das Bäumchen Duncton erreicht hat?«
»Hoffentlich lange.«
»Darüber kann ich nicht mal lachen, John.«

***

Das Haus des Försters lag nicht weit von seiner Arbeitsstelle, dem Wald, entfernt. Es war klein und hatte einen Anbau, in dem kein Licht brannte, im Gegensatz zum Wohnhaus, in dem einige Fenster erhellt waren.
»Zumindest ist jemand zu Hause«, sagte Suko, als wir auf das Haus zugingen. Es war ein älterer Bau mit hellgrün gestrichenen Mauern und weißen Fensterrahmen. Auch die Haustür zeigte einen grünen Anstrich, allerdings etwas dunkler, und sie wurde uns geöffnet, bevor wir noch hatten klingeln können.
Ein Mädchen, ungefähr sieben Jahre alt, stand auf der Schwelle,

zusammen mit einem Golden Retriever, der uns dumpf anbellte.
»Hi, ihr wollt zu meinem Dad, wie?«
»Ja, gern.«
»Was ist denn da los, Susan?« erkundigte sich eine Stimme aus dem Hintergrund.
»Da sind zwei Männer, Mum. Sie wollen zu Daddy.«
»Moment.«
Eine schlanke Frau in dunklen Hosen und einer hellen Bluse erschien.
Um das Haar hatte sie ein Kopftuch gebunden. Eine kurze Schürze trug sie ebenfalls. Sie sah aus, als hätten wir sie bei einer Arbeit gestört. Ihr Gesicht war leicht gerötet. »Ich bin Rose Hastings. Was kann ich für Sie tun?«
»Wir hätten gern mit ihrem Mann gesprochen.«
Die dunklen Brauen über den ebenfalls dunklen Augen zogen sich zusammen. »Wer sind Sie?«
»Scotland Yard«, sagte ich und fügte unsere Namen hinzu.
»Äh - verstehe. Es geht um die beiden toten Frauen?«
»So ist es.«
»Tut mir leid, aber mein Mann ist nicht da.«
»Können Sie uns denn sagen, wo wir ihn finden? Es ist wirklich dringend.«
»Jerome wollte noch weg.«
»Dienstlich oder…«
»Schon dienstlich. Der Feierabend ist bei uns sehr flexibel, wissen Sie?«
»In den Wald vielleicht?«
Rose Hastings dachte nach. »Warum interessiert Sie das? Ist etwas geschehen? Vermuten Sie, daß sich im Wald der Killer der beiden Frauen verborgen hält?«
»Nein, das nicht gerade«, beruhigte ich sie. »Es wäre dennoch positiv, wenn wir mit Ihrem Gatten sprechen könnten. Oder meinen Sie, daß er in den Ort gefahren ist?«
Sie hob die Schultern. »Das passiert hin und wieder. Dann trinkt er ein paar Bierchen. Er ist mit seinem Wagen unterwegs, einem Landcruiser. Deshalb wird er wohl nicht in die Kneipe gegangen sein.«
»Das ist anzunehmen.« Ich lächelte ihr zu. »Jedenfalls bedanken wir uns für Ihre Auskünfte, Mrs. Hastings.«
Sie wollte uns noch nicht gehen lassen. »Da ist doch etwas nicht ganz koscher«, sagte sie. »Bitte, Sie können offen zu mir sprechen. Was ist passiert? Warum müssen Sie mit meinem Mann reden?«
»Es geht um die beiden Toten.«
»Aber er hat nichts gesehen. Warum glauben Sie mir nicht?«
»Wir brauchen ihn nicht als Zeugen, sondern wollen ihm ein paar Fragen zu seinem Revier stellen.«

»Damit bin ich überfragt. Wenn er noch eintrifft, wo kann er Sie dann finden?«

»Das ist unbestimmt. Jedenfalls haben Sie herzlichen Dank für Ihre Auskünfte.«

Mit diesem Satz ließen wir eine ratlose Frau zurück, was uns auch nicht paßte, aber es war eben nicht anders zu machen. Erst als wir außer Hörweite waren, fragte Suko leise: »Wie stehst du dazu, John?«

Ich setzte mich in den Wagen und schaute zum Himmel. »Keine Ahnung. Wir drehen uns im Kreis, der dabei gar nicht mal groß ist. Den Förster haben wir nicht sprechen können, deshalb müssen wir uns auf den Killerbaum konzentrieren.«

»Hast du schon eine Idee, wo wir ihn finden können?«

»Woher denn?« Ich fuhr wieder an.

Suko drückte sich in den Sitz und machte die Beine lang. »Laß uns doch mal laut nachdenken«, forderte er mich auf.

»Dann fang du an.«

»Das wollte ich auch. Wir haben zwei tote Frauen. Tänzerinnen aus Rocco Wildes Truppe. Jetzt frage ich dich, John, ob es Zufall gewesen ist, daß sich der Killer gerade diese beiden Frauen ausgesucht hat. Oder wie denkst du darüber?«

»Wenn du so fragst, bist du mit deinen Gedanken schon ein gutes Stück vorangeeilt.«

»Richtig. Und weißt du auch wohin?«

»Im Zweifelsfalle auf einen Campingplatz.«

»Sehr richtig.«

Ich fuhr, schwieg und dachte nach. Dieser Schluß war nicht mal schlecht. Er war sogar ausgezeichnet. Nirgendwo sonst fand der killende Baum so viele Opfer auf einmal versammelt. Zwei Frauen hatte er sich bereits geholt. Was also sollte ihn davon abhalten, sich auch um die restlichen zu kümmern, denn seine Gier war bestimmt unersättlich.

»Du bist super, Suko.«

»Danke, aber das wußte ich schon immer.«

»Dann auf zu den Mädchen«, sagte ich und gab Gas…

***

Weg, die beiden waren weg. Endlich, aber auch schade. Der Mann, der sich im Gebüsch versteckt hatte, knirschte mit den Zähnen. Er hätte gern gesehen, daß der Baum die beiden Schnüffler vernichtete, so aber waren sie ihm entkommen und hatten ihn sogar noch verletzt.

Das war ihm ein Rätsel.

Er hatte die kleinen Flammen gesehen und sogar den Brandgeruch wahrgenommen, und er rätselte jetzt darüber nach, wie es möglich war, daß der Schlag mit einer Peitsche so etwas auslösen konnte. Er

wollte sich über den genauen Grund nicht den Kopf zerbrechen, aber er gab zu, die beiden Männer unterschätzt zu haben. Es waren zwar Polizisten, aber sie mußten in ihrem Job besondere Aufgaben übernommen haben, sonst wäre es ihnen nicht gelungen, dem Baum die Verletzung zuzufügen.

Er hatte gebrannt. Wie die Fingerkuppen eines Menschen, und dem Mann tat es weh, wenn er daran dachte. Er hatte alles beobachten können, sich aber nicht getraut, sein Versteck zu verlassen. Es war besser, wenn er im Hintergrund blieb.

Alle hatte er getäuscht, wirklich. Selbst seine Familie wußte nichts von seiner zweiten Existenz, und er kicherte, als er an die Möglichkeiten dachte, die sich ihm in der nahen Zukunft boten. Der Baum würde erstarken. Er würde das Blut derjenigen trinken, die dazu beitrugen, die Erde zu verseuchen. Er brauchte Leben, er brauchte Kraft. Beides holte er sich nicht mehr aus dem Wasser, wie es normalerweise der Fall gewesen war.

Jerome Hastings ballte seine Hände zu Fäusten. Er schaute zu, wie die beiden Männer in ihr Auto stiegen und es auch der Baum nicht mehr schaffte, sie aufzuhalten. Sie waren einfach zu schnell und drückten aufs Tempo. So hatte der Baum das Nachsehen.

Nicht mehr lange, das wußte Jerome Hastings genau. Er würde alles in die Wege leiten. Er würde ihn führen, leiten. Er sollte mehr Opfer bekommen, Blut trinken, und, und, und…

Hastings verließ sein Versteck. Den Landcruiser hatte er gut getarnt abgestellt. Seine Frau wußte auch nicht, wo er sich befand. Es war auch nichts Außergewöhnliches, denn er hatte schon manche Nacht in seinem Revier verbracht.

Hastings wühlte sich aus seiner Deckung hervor. Er schlug einige Zweige zur Seite und schnupperte, weil noch immer der Geruch nach verbrannten Wurzeln in der Luft lag. Das machte ihn noch zorniger und auch schneller.

Am Wegrand blieb er für einen Moment stehen. Seine Augen leuchteten, als er sah, wie der Baum wanderte. Er bewegte sich nicht schnell. Das Tempo konnte er lange beibehalten, aber er brauchte auch jemanden, der ihn führte. Zwar konnte er auch von allein seine Opfer finden, doch schon dabei aus der Kontrolle geraten. Da war es besser, wenn er gelenkt wurde. Und so machte sich Hastings an die Verfolgung seines Freundes, holte ihn ein, lief einige Schritte rechts neben ihm her und sprang zu einem bestimmten Zeitpunkt in das hohe Wurzelwerk hinein, das ihn abfing wie ein Trampolin und auch wieder zurückgestoßen hätte, aber er klammerte sich rechtzeitig genug an den dehnbaren und doch außerordentlich harten Wurzeln fest.

Den Baum kümmerte das nicht. Er bewegte sich schaukelnd auf seinem Wurzelwerk fort, um neue Kraftspender zu suchen, die ihn

noch mächtiger machten.

Lange blieb der Förster nicht auf dem Bauch liegen. Er drehte sich auf die Seite. Den dicken Stamm beachtete er kaum. Seine Augen zielten bereits auf die untersten Äste. Er war es gewohnt, in den Baum hineinzuklettern, und auch jetzt bereitete es ihm keine Schwierigkeiten.

Halb liegend und halb aufgestützt streckte er seinen rechten Arm aus.

Die Finger griffen zielsicher zu. Es war dem Mann gelungen, einen der unteren Äste zu umklammern. Den benutzte er wie ein Turner die Reckstange, zog sich an ihm hoch, wobei er sich mit dem ausgestreckten linken Bein noch am Stamm abstützte und so weiterhin in die Höhe kletterte. Er kannte die Lücke genau, durch die er sich schieben mußte, um seinen Lieblingsplatz zu erreichen. Dort fühlte er sich sicher und kam sich vor wie ein Reiter im Sattel seines Pferdes.

Der Platz befand sich ein Stück von der rechten Seite des Stamms entfernt. Von einem dicken und starken Ast aus zweigten mehrere andere an einem bestimmten Punkt ab und bildeten so etwas wie ein Bett oder eine Liege, in die sich der Förster hineindrücken konnte. Drei Äste gaben ihm am Rücken den nötigen Halt. Diese Position war für ihn ideal.

Der Baum akzeptierte ihn. Er war sein Freund. Beide gehörten zusammen, denn beide dachten ähnlich, wobei sich der Förster nicht mal darüber Gedanken machte, daß ein Baum auch »denken« konnte. Er akzeptierte es einfach, denn in ihm wohnte oder lebte jemand. In diesem Baum war jemand wiedergeboren, er hatte also eine Seele.

Davon war er überzeugt. Wer diese Person war, wußte er nicht. Und er konnte sich auch nicht vorstellen, wie sie in ihrem ersten Leben ausgesehen hatte. Jetzt aber war sie zu einem Baum geworden, als wollte sie etwas von dem wieder gutmachen, was sie im ersten Leben versäumt hatte.

Hastings schloß die Augen und gab sich ganz dem Rhythmus des wandernden Baumes hin.

Seine Gedanken flössen zurück und gerieten dabei hinein in den Strom der Erinnerungen. Er dachte daran, wie er den Baum zum erstenmal gesehen hatte. Er hatte so abseits gestanden, umgeben von dichtem Gestrüpp. Seine außergewöhnliche Form hatte Hastings gereizt, deshalb war er schon beim erstenmal in ihn hineingeklettert.

Da hatte er es gespürt. Der Baum lebte. Er hatte Kontakt mit ihm aufgenommen, aber nicht auf dem normalen Weg durch Worte, nein, das war viel spannender gewesen.

Er bekam die Gefühle des Baumes mit, der dabei war, allmählich abzusterben. Seine Seele würde bald verlöschen, und das konnte der Förster nicht zulassen.

Er hatte versucht ihm eine Antwort zu geben, mit ihm zu sprechen,

und er hatte ein Wort gehört.

BLUT!

Immer wieder war ihm dies gesagt worden.

Du kannst mich führen, wenn du willst, hatte ihm der Baum gesagt. Du schaffst es wirklich. Du bist ein Mensch, aber ich bin auch ein Lebewesen. Wir können uns zusammentun. Gib mir einen Teil deiner Kraft, laß dich einfach fallen, laß uns Kontakt aufnehmen… Der Förster hatte schließlich zugestimmt. Auch weil die Neugierde in ihm gestiegen war und er sich noch immer vorkam wie in einem Märchen.

Die Verbindung zwischen ihm und dem anderen Teil der Natur war immer stärker geworden. Es verband ihn sehr bald eine schon intime Freundschaft zu diesem Baum, die Hastings für sich behielt. Nicht mal seine Familie hatte er in dieses Geheimnis mit einbezogen. Er und der Baum waren wichtiger.

Ein neues Leben, eine andere Zukunft. Der Mensch im Verbund mit der Natur. Nur so und nicht anders war die Existenz der Menschheit gesichert.

Aber es gab auch Feinde. Das hatten er und der Baum gemeinsam festgestellt. Und Feinde sollten sie nicht mehr haben. Nur Freunde, nur die Zukunft…

Der Baum sollte erstarken. Er sollte wieder erblühen und neue Blätter bekommen. Alles würde wunderbar werden. Der Baum war einfach für ihn die Zukunft. Ein strahlendes Zeichen. Er tötete diejenigen, die auch die Natur vernichteten. Die einfach schmutzige Gedanken hatten, und dafür sollten sie bezahlen.

Jerome Hastings öffnete die Augen wieder. Die abendliche Frische des Waldes umgab ihn, die er so intensiv genoß. Das kleine Wunder war wieder geschehen. Er fühlte sich wohl. Und weil er sich so wohl fühlte, sollte sich auch sein Freund wohl fühlen.

Mit beiden Händen streichelte er die Äste in seiner Nähe. »Bald«, flüsterte er. »Bald wird es soweit sein. Dann sind wir bei ihnen. Dann bekommst du deinen Saft. Du wirst wachsen und ergrünen, denn du bist das Zeichen für die neue Zukunft, die neue Welt…«

***

Rocco Wilde hatte sich in sein Wohnmobil zurückgezogen. Er hockte dort, überlegte und bekam von Minute zu Minute schlechtere Laune, wenn er an seine zehn Tänzerinnen dachte. Sie waren ihm zu aufmüpfig geworden. Zwar hatte er ihnen die Leviten gelesen - das hätte auch vor zwei Wochen noch etwas gebracht, da waren sie eingeschüchtert wie kleine Kaninchen gewesen - aber heute erreichte er damit nichts mehr.

Die Verhältnisse hatten sich verändert, und das zu seinen Ungunsten.

Zwar kuschten sie noch vor ihm, nur traute er dem Braten nicht. Sie

würden jetzt über ihn reden und natürlich über den Tod der beiden Kolleginnen.

Den Beweis dafür hatte Wilde nie bekommen, aber er spürte sehr genau, daß sie ihm den Tod der beiden in die Schuhe schoben. Im Prinzip machten sie ihn dafür verantwortlich. Je länger er darüber nachdachte, um so wütender wurde er. Am liebsten hätte er sie der Reihe nach verprügelt. Damit hätte er sich jedoch ins eigene Fleisch geschnitten, denn die Mädchen waren sein Kapital.

Sie mußten auftreten. Die Bude würde rappelvoll sein, mal wieder. Das hatte ihm der Besitzer versprochen, der ebenfalls ein gutes Geschäft machte, denn wenn die Kerle aufgeheizt waren und die Mädchen anglotzten, dann bekamen sie Durst und soffen sich voll.

Rocco Wilde überlegte, ob er die Flasche austrinken sollte. Er entschied sich dagegen. Zuviel Alkohol beeinträchtigte sein Denkvermögen und machte ihn langsam. Er würde in Form bleiben müssen, ebenso wie die Mädchen.

Von seinem Platz aus konnte er nach draußen schauen. Das zweite Fahrzeug sah er zwar nicht, dafür aber einen Himmel, der immer dunkler wurde.

Eine Zeit, in der sich die Mädchen umzogen und auf den Auftritt vorbereiteten. So jedenfalls war es immer gewesen, das kannte er nicht anders. Aber auch heute?

Wilde war sich nicht sicher. Da für ihn die Kontrolle mehr zählte als das Vertrauen, erhob er sich von seinem Sessel und ging auf die Tür zu.

Wenn sie noch immer beisammen hockten und miteinander flüsterten, würde er ihnen Beine machen.

Es war kälter geworden. Rocco spürte den Wind, der seine Brust traf. Er sah sich gezwungen, das Hemd bis zum Kragen hoch zuzuknöpfen. Am Himmel hatte die Dämmerung noch nicht alles Blau verschlungen. Ab und zu schimmerte die Farbe noch durch, aber sie war bereits im Begriff, sich zu verändern.

Er stellte sich so hin, daß er auch den zweiten Wagen sehen konnte-.

Die Mädchen hatten das Licht eingeschaltet und die Vorhänge zugezogen. Rocco sah ihre Schatten, wie sie sich hinter den Fenstern bewegten. Sie wollten nicht, daß ihnen jemand beim Umziehen zuschaute, auch Rocco durfte es nicht. Das interessierte ihn auch nicht. Er war zwar alles andere als ein Heiliger, aber mit seinen Angestellten fing er nie etwas an.

Ein bekannter Geruch drang in seine Nase. Zigarettenrauch. Irgendwo in seiner Nähe stand jemand, der qualmte. Wahrscheinlich der Bursche aus dem besseren Imbiß, der trotz allem versuchte, noch einen Blick durch das Fenster zu erhaschen, wo sich die Mädchen umzogen. Zudem trieb der Rauch von dieser Seite her auf Rocco zu.

Er ging hin. Dem Knaben würde er die Ohren und noch etwas anderes langziehen, wenn er ihn erwischte.

Wilde irrte sich. Carmen hatte den Wagen verlassen. Sie lehnte mit dem Rücken an der Wand des Wagens, rauchte und drehte nur langsam den Kopf nach rechts, als sie Rocco hörte.

Umgezogen war sie noch nicht, was Wilde ärgerte. »Warum bist du nicht bei den anderen?« herrschte er sie an. »Weil ich eine rauchen wollte.«

Carmen blieb stur. »Ich möchte den anderen nicht die Bude vollqualmen. Schließlich müssen wir in der Zelle noch schlafen.«

Wilde verzog die Lippen. »Was höre ich da? Zelle? Sei froh, daß du einen Job hast.«

Carmen saugte an ihrem Glimmstengel. Dabei hatte sie die Lippen gespitzt. Für Rocco sah es so aus, als wollte sie ihre Zigarette verschlingen, aber sie ließ die Kippe statt dessen fallen und trat die Glut aus. »Job?« höhnte sie. »Was ist das für ein Job, wenn wir vor geilen Typen herumhopsen müssen?«

»Was willst du denn?« Er kam näher und reckte sein Kinn vor. »Sag es! Willst du auf den Strich? Denkst du, diese Freier sind besser als die besoffenen Kerle in der Kneipe oder Disco? Da zeigst du nur deine Titten und deinen Hintern. Da wird dich keiner flachlegen und sonst was mit dir anstellen. Aber als Nutte hast du leicht ein Messer im Bauch, wenn du Pech hast. Soll ich dir erzählen, wie viele schon so geendet sind? Auf dem Strich - das ist die Hölle gegenüber deinem Job!«

Sie hob die Schultern. Eine andere Antwort wußte sie nicht. Im Prinzip hatte Rocco ja recht. Carmen gehörte zu den Verlierern. Das war bereits im Elternhaus abzusehen, wo es zwischen ihren Eltern nur Zoff gegeben hatte. Bis ihr Vater bei einer Schlägerei umgekommen war. Von Weißen gelyncht, wie es hieß. Das war noch in den Staaten gewesen, im tiefsten Süden. Mit ihrer Mutter war Carmen dann als fünfzehnjährige nach London zu Verwandten geflohen, wo ein Freund der Familie sich an ihr vergangen hatte.

Mit sechzehn war sie ausgerissen, und drei Jahre später hatte sie dann Rocco getroffen. Von ihrer Vergangenheit wollte sie nichts mehr hören, auch nichts über die letzten drei Jahre, die sie wirklich auf der Straße verbracht hatte. Ihr einziges Kapital war ihr Körper.

»Schon gut«, sagte sie. »Ich ziehe mich gleich um.«

Jetzt hatte Rocco plötzlich Zeit. »Du hast Angst, wie?«

»Ja, habe ich.« Sie schaute ihn mit verdrehten Augen an. »Ist das so unnatürlich?«

»Nein.«

»Ach.« Carmen war überrascht, daß sie nichts anderes mehr sagen konnte.

Rocco spie aus. »Glaubst du denn, daß ich aus Eisen bin? Scheiße, noch eine Tote, und wir können einpacken.«

»Du denkst nur ans Geschäft.«

»Auch.«

»Aber nicht daran, daß es dich ebenfalls erwischen könnte. Mit so etwas mußt du rechnen.«

»Ich?« Rocco öffnete den Mund und zeigte beim Grinsen seine Porzellanzähne. »Ich warte auf ihn. Er soll mir nur in die Quere kommen! Das überlebt er nicht.« Carmen sah, wie sich seine Hand zum Rücken hin bewegte und er dort eine Waffe zog. Es war ein Revolver. »Damit puste ich ihn um. Dem blase ich das Gehirn in Fetzen, darauf kannst du dich verlassen.«

Carmen versuchte ihn zu bremsen. »Du hast keine Chance gegen ihn, Rocco.«

»Wieso nicht?«

»Weil das kein normaler Mörder ist.«

Rocco steckte den Revolver wieder weg. »Was soll das? Wie kommst du auf diesen Käse?«

Sie strich mit beiden Händen über ihr Gesicht, als wollte sie die dort auftretende Gänsehaut wieder zurückdrücken. »Ich spüre es, Rocco. Der ist anders. Der ist unheimlich. Der kommt über uns wie ein mörderisches Gewitter. Glaub mir, den kannst du nicht als einen normalen Menschen sehen.«

»Als was dann, du Klugscheißerin?« Rocco gefiel es nicht, wenn jemand so etwas sagte. Er durfte durch nichts aus dem Konzept gebracht werden.

Carmen hatte das Schimpfwort einfach überhört. »Ich habe keine Ahnung. Mit Killern kenne ich mich nicht besonders gut aus. Es ist das Gefühl. Von klein auf bin ich daran gewöhnt. Ich wußte sehr oft, ob was klappt oder nicht.« Ihre Augen bekamen einen traurigen Ausdruck. »Und hier sieht es so aus, als könnte es nicht gutgehen. Da läuft was verkehrt.«

»Weiß ich nicht.«

»Du solltest auf jeden Fall die Augen offenhalten. Ich glaube fest daran, daß er schon unterwegs ist. Er wird sich die eine oder andere von uns holen.« Sie blickte sich nach diesen Worten um, als wollte sie etwas suchen. »Er ist schon in der Nähe, das spüre ich genau. Er befindet sich auf dem Weg zu uns.«

Wilde nahm sie noch immer nicht ernst. »Du hättest Hellseherin werden sollen.«

»Bestimmt nicht«, widersprach sie. »Da gibt es bessere.« Sie wechselte das Thema. »Ich muß mich jetzt umziehen.«

»Das denke ich auch.«

Die Tänzerin ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Was ist mit

dir, Rocco? Bleibst du noch hier draußen?«

»Klar.« Er schaute auf seine Uhr. »Es hat keinen Sinn mehr, wenn ich in meinem Wagen hocke. Ich schaue mich mal um und warte auf ihn.«

Carmen schwieg. Sie blickte ihn lange und sehr nachdenklich an, so daß Wilde leicht wütend wurde. »Was ist? Warum starrst du so, verdammt! Habe ich was an mir?«

»Schon gut«, sagte Carmen und drehte sich um. Sie wußte genau, daß Rocco Wilde auf ihren Rücken starrte. Sie hätte jetzt stehenbleiben und ihm von ihren Gedanken erzählen können, aber das wollte sie auch nicht. Er hätte ihre Angst sowieso nicht begriffen. Carmen war innerlich fahrig. Sie spürte genau, daß dieser Abend nicht so verlaufen war wie die anderen. Da lag was in der Luft. Es war noch ein Stück entfernt, aber es näherte sich, und bei diesem Gedanken fröstelte sie, als hätte jemand kaltes Wasser über ihren Rücken gegossen. Es hatte sich einiges verändert, und sie hörte auch das Zwitschern der Vögel nicht. Bei Einbruch der Dämmerung zeigten sie noch einmal, was sie konnten. Da waren ihre Stimmen besonders laut, als wollten sie die Nacht begrüßen und den Tag verabschieden. Nur jetzt nicht. Die Welt auf dem Campingplatz hüllte sich in Schweigen.

Bevor sie die Tür hinter sich schloß, drehte sich die Tänzerin noch einmal um. Wilde hatte sich in eine andere Riehtung gewandt. Er schaute sie gar nicht an. Carmen konnte sich vorstellen, daß er ebenso bleich und starr auf dem Boden lag wie ihre beiden Freundinnen Linda und May.

Sie schloß die Tür und ließ Rocco Wilde allein zurück, der zu Boden schaute und über etwas nachdachte, was ihm nicht aus dem Kopf wollte. Es war auch für ihn kein leeres Gerede gewesen. Irgendwo hatte Carmen schon recht gehabt. Dieser Killer mußte etwas Besonderes sein. Ein ungewöhnlicher Mörder, mit dem er allerdings nicht zurechtkam. Sie hatte von ihm gesprochen wie von einem Geist, einem unheimlichen Wesen, das nicht von dieser Welt stammte.

Alles nicht wahr - oder doch?

Rocco Wilde zog den Revolver wieder hervor. Die Waffe war schwer, was ihm nichts ausmachte. Wenn der Mörder plötzlich vor ihm stand, wollte er das Schießeisen in der Hand halten, um schneller reagieren zu können. Darüber, daß er schwitzte, ärgerte er sich. Im Unterbewußtsein hatte er Angst, obwohl er es wohl nicht zugegeben hätte. Es war nur die Stille, die ihm nicht gefiel. Abgesehen von den Stimmen der Tänzerinnen war nichts zu hören.

Um diese Zeit war der Platz so gut wie leer. Andere Wagen standen zwar vor ihm wie aufgereiht. Zwischen ihnen gab es jedoch Lücken. Den Besitzern war es einfach zu kalt um diese Jahreszeit.

Er leckte mit der Zunge über die trocken gewordenen Lippen. Auch ein Zeichen, wie nervös er plötzlich geworden war. Seine Handflächen

schwitzten. Er wischte sie trocken. Aus dem Wagen der Tänzerinnen hörte er ein schrilles Lachen, was ihm nicht paßte.

Die hohen Bäume hinter dem Wohnwagen und dem primitiven Restaurant sahen aus wie gemalte Schatten. Über ihnen färbte sich der Himmel dunkel. In dieser Freßbude brannte kein Licht. Auch die Terrasse lag im Dunkeln. Nur durch die Fenster des Wohnwagens fiel ein blasser Schein nach draußen.

Der Killer würde kommen. Er war bereits unterwegs. Rocco Wilde glaubte fest daran. Aber er war nicht mehr so sicher, ob er es auch schaffen würde, ihn zu töten. Carmens Worte hatten ihn schon nachdenklich werden lassen.

Gab es das wirklich, von dem man fast jeden Tag in den Zeitungen lesen konnte? Dieses Andere, von dem die Menschen immer sprachen. Das Geheimnisvolle aus dem Jenseits oder die Kraft, die aus den anderen Welten hervorkam…

Er wußte es nicht. Persönlich hatte er sich darum nicht gekümmert, aber andere Menschen hatten wohl einen Draht dazu, sonst wäre darüber nicht so viel geschrieben worden.

Auch Carmen?

Sie war eine Farbige. Gerade unter den Exoten gab es Menschen mit einer starken Sensitivität für gewisse Dinge, die außerhalb des normalen Wahrnehmungsvermögens lagen. Seit einigen Minuten betrachtete er Carmen mit anderen Augen.

Ohne es richtig bemerkt zu haben, war er bis in die Nähe der Terrasse gegangen. Die Stühle und Tische standen noch draußen, allerdings nicht mit Ketten verbunden, sie es oft in den Lokalen der Großstädte der Fall war.

Still war es - zu still!

Nein, plötzlich nicht mehr, denn Rocco hörte das ungewöhnliche Schleifen und Knacken jenseits der hinter dem Lokal stehenden Bäume, und er hielt den Atem an.

Er wurde mit diesen fremden Geräuschen nicht fertig. Sie waren anders, paßten nicht hierher. Gefährlich klangen sie. Eine Vorwarnung. Jetzt wäre noch Zeit gewesen, zu verschwinden, auch mit den Mädchen, aber Wilde blieb stehen und zog seinen Revolver. Viel sicherer fühlte er sich nicht, doch er brauchte irgend etwas, um sich daran festzuhalten.

Etwas eingebildet hatte er sich nicht. Diese Laute waren vorhanden und ver-, stärkten sich sogar. Das Knacken klang in seinen Ohren, als würden Knochen gebrochen oder in einer großen Mühle zu Mehl gemahlen.

Hinter dem Lokal schwankten die Wipfel der Bäume. Rocco Wilde wunderte sich darüber, denn sie bewegten sich keinesfalls nur in eine Richtung. Sie schwankten so hin und her, als würde sich ein Monster

dort zu schaffen machen.

Unmöglich!

Dieses Wort schoß Rocco Wilde durch den Kopf. Das war überhaupt nicht zu erklären.

Der Mann stand da wie angewurzelt. Er war völlig perplex. Der Atem pfiff durch seinen Lippenspalt. Es war kein Wind zu hören, der in die Krone gefahren wäre und sie deshalb bewegt hätte. Ihm fehlte einfach die Erklärung.

Da fielen ihm die Worte der dunkelhäutigen Tänzerin ein. Carmen hatte von gewissen Dingen gesprochen, die vorhanden waren, vor denen man sich aber fürchten mußte. Es war das Unerklärliche in der Welt, das jenseits des Sicht-und Wahrnehmbaren lag, mit dem sich Menschen schließlich abfinden mußten.

Rocco Wildes Gedanken versanken. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu können, als er mitbekam, was sich da auf ihn zubewegte und sich durch die Bäume nicht aufhalten ließ. Es war unwahrscheinlich, es war der reine Wahnsinn.

Der Atem stockte ihm. Seine Kehle war auf einmal zu. Auch wenn er seine Überraschung hätte hinausschreien wollen, es wäre ihm nicht gelungen, denn ein Baum kam ihm entgegen. Ja, ein Baum! Ein wandelnder Baum! Rocco hätte jetzt fliehen müssen. Er nahm die Chance nicht wahr, sondern glotzte weiter über das flache Dach des Lokals hinweg. Seinen Revolver hatte er vergessen. An Schüsse war überhaupt nicht zu denken. Wie hätte er damit einen Baum aufhalten sollen?

Noch stand sein Mund offen. Ein schon klagender Laut floß daraus hervor. Im Kopf spürte er einen gewaltigen Druck, als sollte das Innere des Schädels nach außen gesprengt werden.

Warum? Wieso?

Den gehenden Baum kümmerte es nicht. Er setzte seinen Weg unbeirrt fort und hatte bereits die Rückseite des Lokals erreicht. Wenn er so weitermachte, würde er das gesamte Ding zusammentreten wie eine billige Streichholzschachtel.

Der Baum federte bei jeder Bewegung nach. Manchmal sah es so aus, als wollte er in die Höhe springen, und dann hatte er die sperrigen Hindernisse aus dem Weg geräumt. Er stand dicht an der Rückseite.

Jetzt mußte er sich dagegen pressen.

Rocco hörte sich selbst stöhnen. Tu es, wollte er sagen. Tu es. Er war in diesem Augenblick fasziniert und mußte mit ansehen, wie das Gebilde in die Höhe federte.

Sprang der Baum?

Beinahe hatte es so ausgesehen. Etwas krachte mit einem lauten dumpfen Klang gegen die Rückseite des Lokals, die diesem Druck nicht mehr standhielt.

Die hintere Seite krachte zusammen. Häßliche Geräusche wehten über das noch bestehende Dach hinweg. Glas ging splitternd zu Bruch. Rocco Wilde mußte zusehen, wie das Dach anfing zu wackeln und dann voll erwischt wurde.

Da hatte sich der Baum gehoben. Vielmehr sein Wurzelwerk war in die Höhe gedrückt worden. Auf einmal bestand es aus langen, kräftigen, wenn auch dünnen Beinen, die sich wuchtig auf das Dach preßten und es zusammendrückten.

Das Knirschen peinigte seine Ohren. Etwas riß aus dem Gefüge hervor.

Das Dach splitterte. Die Holzbalken wurden in die Höhe gewuchtet.

Nichts hielt mehr zusammen. Die unermeßliche Kraft des Baumes walzte alles nieder.

Ein Baum hat keine Beine, das war dem zuschauenden Rocco Wilde schon klar. Aber wie dieses Riesengewächs seine Wurzeln immer wieder anhob, sah es aus, als wäre ein Riese dabei, alles zu zertreten, was sich ihm in den Weg stellte.

Noch hatte das Dach nur von der hinteren Seite Druck bekommen. Das wiederum änderte sich bald, als die ersten Enden der Wurzeln genau darauf drückten.

Da hielt nichts mehr.

Mit einem gewaltigen Knirschen brach das Flachdach zusammen. So locker, wie ein Mensch Papier zerknüllt, so wenig Mühe hatte der Baum mit diesem Widerstand.

Trümmer fielen ineinander. Einige Balken sprangen auch in die Höhe, kippten wieder zurück, verfingen sich dabei im Geäst des Baumes und wurden wieder zurückgeschleudert.

An der Vorderseite, wo sich auch der Eingang befand, gab es noch einige Fensterscheiben, doch es dauerte nicht mehr lange, bis auch sie zusammenbrachen. Das Glas fegte in zahlreichen Splittern aus dem Rahmen und rutschte über den Boden auf Rocco Wilde zu, der beinahe noch davon erwischt wurde.

In diesem Augenblick wurde ihm bewußt, daß er sich in Lebensgefahr befand. Wenn dieser unheimliche Baum es schaffte, so locker ein Haus zusammenzudrücken, dann würde er mit einem Menschen überhaupt keine Schwierigkeiten haben.

Rocco wollte nicht nur weg, er mußte weg!

Aber er blieb stehen. Er starrte. Er war noch immer zu Eis geworden. Er hatte riesige Augen bekommen. Sein Gesicht war nur noch eine bleiche Maske.

Es war die letzte Möglichkeit. An seine Tänzerinnen dachte er nicht mehr. Hier zählte nur der reine Egoismus, aber er kam nicht von der Stelle, weil er etwas sah, das ein Fortkommen nahezu unmöglich machte. Mit einem schon irren Blick starrte er gegen das Astwerk und

konnte dort auch eine Astgabel entdecken.

Genau dort saß jemand.

Zuerst wollte Rocco es nicht wahrhaben. Das konnte eine Täuschung sein, gebildet durch einen Schatten, der komischerweise menschliche Formen hatte.

Es war kein Schatten.

Es war ein Mensch! Er hatte auf dem Baum seinen Platz gefunden wie ein Reiter auf dem Rücken seines Pferdes.

Wilde bekam keine Luft mehr. Tief in seinem Innern ahnte er, was das zu bedeuten hatte. Dieser Baum wurde von einem Menschen dirigiert, der zugleich sein Feind war.

Auf einmal konnte er sich auch wieder bewegen. Wilde war ein Kämpfer.

In seinem Leben hatte er sich immer durchschlagen müssen, und das war nicht nur gewaltfrei gewesen.

So reagierte er auch hier.

Seine rechte Hand sank nach unten und fand zielsicher den Griff der Waffe. Er riß den Revolver hervor. Wilde ging davon aus, daß er den Baum nur stoppen konnte, wenn er den dort hockenden Mann durch eine Kugel aus dem Geäst pflückte.

Er zitterte schon, als er den Arm hob. Es gefiel ihm nicht. Er fluchte innerlich, aber er konnte es nicht mehr, unter Kontrolle bringen.

Wahrscheinlich würde er mehrmals schießen müssen, um den anderen zu treffen.

Hoffentlich auch tödlich!

Er drückte ab.

Die Kugel fehlte.

Der zweite Schuß.

Diesmal hackte das Geschoß nicht mehr in den knorrigen Stamm wie beim ersten Versuch, sondern hackte in das Geäst hinein, ohne den Mann allerdings zu treffen.

Zu einem dritten Schuß kam er nicht mehr. Es war sein Fehler, daß er sich zu sehr auf sein eigentliches Ziel konzentriert und das Wurzelwerk aus den Augen gelassen hatte.

Das aber war weiter nach vorn gefedert. Es hatte sich förmlich an ihn herangeschlichen - und packte zu.

Zum erstenmal seit der Entdeckung dieses ungeheuerlichen Vorfalls schrie der Mann auf.

Sinn hatte es nicht mehr, und Rocco Wilde spürte, wie er angehoben wurde Gleichzeitig hörte er das Lachen des Mannes.

Totengelächter…

***

Carmen, das Mädchen mit den Rastazöpfen war wieder zurück in den

Wohnwagen gegangen, wo sich ihre Kolleginnen bereits umzogen.

Sie trugen ihre Kostüme, von denen der meiste Stoff sowieso fallen würde. Billiges Glitzerzeug. Im Licht der Bühne allerdings wirkungsvoll aufgepeppt, selbst an den Strapsen schimmerte Straß, so daß diese wertvoll aussahen.

Es herrschte die übliche Hektik aus überspannter Eile, Nervosität und Stimmenklang.

Carmen störte sich nicht daran. Sie drückte sich an den anderen vorbei, ging zu ihrem Bett und ließ sich auf der Kante nieder, sehr nachdenklich und zugleich unruhig. Die Unruhe war in ihr. Zwar wies alles auf einen normalen Abend hin, und auch der Auftritt würde sicherlich normal verlaufen, aber da war schon etwas, mit dem sie nicht zurechtkam. Es nagte und bohrte in ihr. Es waren Dinge, die sie sich nicht erklären konnte. Es hing mit ihrem Gefühl zusammen und nicht mit der Rationalität. Es lag im Kopf. Dort lauerte auch der Druck so stark, daß sie ihre Finger gegen die Schläfen preßte.

Der Lärm um sie herum blieb nach wie vor, aber er hatte sich von ihr entfernt. Sie wollte ihn nicht hören. Er glitt immer weiter weg. Er war einfach nicht zu packen. Eine Geräuschkulisse, mehr nicht.

Carmen interessierte überhaupt nicht mehr, was ihre Kolleginnen sagten oder sprachen. Nur das Lachen störte sie, weil es sich oft unnatürlich anhörte.

Selbstverständlich dachte sie über ihren Zustand oder ihre Veränderung nach. Einen triftigen Grund aber konnte sie nicht herausfinden. Es gab einfach nichts, an dem sie sich hätte aufrichten können. Alles lief in das nichts hinein, wie ein Fluß, dessen Wasser immer schneller und schneller floß.

Erst als ihr jemand zweimal auf die Schulter tippte, erwachte Carmen aus ihrer Starre. Sie schaute hoch und sah, daß Julia neben sie getreten war.

»He, Carmen, was ist los?« Julia hatte den rechten Arm nach unten gestreckt und spielte mit den Rastazöpfen.

Carmen lächelte nur müde.

»Sag schon, bist du krank?«

»Nein, das nicht.«

»Aber?«

»Ich weiß es auch nicht. Ich fühle mich nicht wohl, ohne dabei direkt krank zu sein.«

»Verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

Julia runzelte die Stirn. Sie sah völlig verändert aus. Normalerweise trug sie das blonde Haar kurz. Für ihren Auftritt jedoch hatte sie sich die Perücke aufgesetzt. Ein ebenfalls blondes Haarteil, eine wuchtige Mähne, die zudem noch hochtoupiert war und die ihren Kopf extrem

unnatürlich umgab, was aber die betrunkenen Gaffer nicht störte. Sie fanden Julia super. Hinzu kam das rote Korsett mit den schwarzen Biesen und den Strapsen, an denen die schwarzen Nylons mit der dunklen Naht befestigt waren. »Willst du heute nicht auftreten, Carmen?«

»Doch, ich möchte.«

»Das scheint mir aber nicht so. Sonst bist du als erste fertig, die uns auch immer antreibt. Jetzt hockst du hier wie eine Fremde. Damit komme ich nicht zurecht.«

»Ist auch nicht weiter tragisch«, sagte Carmen. »Jede hat mal einen schlechten Tag.«

»Den können wir uns nicht erlauben.«

»Ich weiß.«

»Willst du denn mitkommen?«

Sie hob die Schultern.

Julia setzte sich neben sie. Die anderen hatten ebenfalls gesehen, daß etwas nicht stimmte. Sie warfen den beiden Mädchen hin und wieder scharfe Blicke zu, aber sie stellten keine Fragen. Jede von ihnen machte mal so etwas durch. Da hatten die anderen wirklich Verständnis für ihre Kollegin.

»Warum, Carmen?«

Die Angesprochene hob die Schultern. »Warum, Julia? Eine gute Frage, ehrlich. Ich kann sie dir auch nicht genau beantworten, aber ich weiß, daß es etwas gibt, mit dem ich nicht zurechtkomme, wenn du verstehst, was ich meine.« Sie winkte ab. »Quatsch, ich rede Unsinn. Du kannst nichts verstehen.«

»Ehrlich gesagt, ja. Hängt es mit Rocco zusammen?«

Carmen schürzte die Lippen. »Indirekt schon. Im Prinzip aber ist es etwas anderes.«

»Und was?«

»Ich kann darüber nicht reden.«

»Warum denn nicht?« Julia wurde leicht sauer und rückte etwas von Carmen ab. »Vertraust du mir nicht? Wir haben doch oft über gemeinsame Sorgen gesprochen.«

»Das weiß ich alles.«

»Dann verstehe ich nicht, weshalb du dich jetzt so anstellst. Tut mir wirklich leid.«

Carmen seufzte. Sie nahm Julias Hände in die ihren. »Bitte, du mußt mir vertrauen. Das hat weder etwas mit dir noch den anderen zu tun. Ich kann es einfach nicht erklären. Es ist auch unmöglich, eine Wahnvorstellung, möglicherweise. Jedenfalls komme ich damit nicht zurecht, und deshalb will ich es auch keiner anderen Person erzählen. Kannst du das akzeptieren?«

»Was willst du machen?«

»Ich gehe jetzt nach draußen.«

»Bitte? Du bist nicht umgezogen. So kurz vor der Abfahrt und vor Roccos Kontrolle…«

Carmen schüttelte den Kopf. »Vergiß Rocco, Julia. Ich weiß nicht, was noch wird, aber ich bin schon pünktlich fertig, sollte es heute abend zum Auftritt kommen.« Nach diesen Worten erhob sich Carmen und ging auf die Tür zu.

Julia schaute ihr nach. Sie begriff die Freundin und Kollegin nicht. Aber es war auch niemand da, der Carmen aufhielt, und so verließ sie das Wohnmobil. Sie hatte kaum den ersten Schritt nach draußen getan und die Tür hinter sich geschlossen, als sie bereits die Geräusche hörte, die mehr als ungewöhnlich waren.

Vor ihr, genau dort, wo sich dieses komische Lokal befand, mußte etwas in Bewegung geraten sein. Dort erkannte sie, daß sich die Bäume heftig bewegten. Sie hörte auch, wie Holz zusammenbrach und wunderte sich auch nicht darüber, daß ihre Kolleginnen von dem nichts mitbekamen, denn sie befanden sich im Wagen und hörten Musik.

Im Gegensatz zu Rocco Wilde.

Ihn sah Carmen sehr deutlich, denn vom Boden her malte er sich wie ein Schatten ab. Scharfe Umrisse, als hätte er sich bewußt nur für sie aufgestellt oder für das andere, das dort aus dem Dunkel der Bäume auf den Campingplatz zukam.

Carmen handelte gegen ihre Vernunft. Am liebsten wäre sie geflüchtet, aber auf der anderen Seite stand eine Faszination, die sie selten erlebt hatte.

Sie wollte etwas wissen. Um die Erfahrung zu machen, mußte sie näher an den Ort des Geschehens heran, auch wenn es für sie dabei gefährlich werden konnte.

Schritt für Schritt ging sie vor. Dabei glaubte sie, über dem Boden zu schweben, denn unter den dünnen Sohlen spürte sie kaum die kleinen Steine, die auf dem Erdboden lagen. Sie hatte alles vergessen und schaute nur nach vorn, wo die Baracke des Lokals tatsächlich zusammenbrach, weil sie einer unheimlichen Kraft nicht standhalten konnte. Der Bau wurde regelrecht plattgemacht.

Carmen hätte eine Walze oder eine Abbruchkugel akzeptiert. Das war normal, aber was sie da sah, das widersprach aller Logik. Es war keine Walze, die das Gebäude systematisch zertrümmerte, das war tatsächlich ein lebender und auch wandelnder Baum, so unnatürlich sich dies auch anhörte.

Ein Baum, der ging. Dessen Wurzeln nicht mit dem Erdreich verbunden waren.

Und er steuerte auf direktem Weg Rocco Wilde an, der nichts tat und einfach nur dastand wie hypnotisiert. Er war das eigentliche Ziel des

Baumes. Und wenn er schließlich unter dem Wurzelwerk vergraben lag, dann würde sie an der Reihe sein.

Ihr Herz klopfte wahnsinnig schnell. Sie spürte den Schweiß wie kalte Suppe auf ihrem Nacken. Sie zitterte. Nicht nur, weil dieser verfluchte Baum immer näher kam, Carmen konnte einfach nicht begreifen, wie so etwas überhaupt möglich war.

Und sie ging weiter. Schritt für Schritt. Es widersprach ihrem Verstand, aber sie tat es. Sie war auch keine schlechte Frau, die Rachegedanken hegte. Mochte Wilde sein, wie er wollte, aber sie hatte nicht vor, ihn durch den Baum töten zu lassen. Dagegen mußte sie etwas unternehmen und ihn aus der Gefahrenzone zerren.

Sie rief ihn an.

Er hörte nicht.

Carmen fiel ein, daß ihre Stimme viel zu leise gewesen war. Deshalb sprach sie lauter. Auch jetzt versickerte der Warnruf, aber der Mann vor ihr bewegte sich, denn sie sah, wie er seine Hand und auch den Arm vor seinen Körper schob.

Dort steckte der Revolver, und ihn holte er hervor. Für einen Moment sah Carmen das Schimmern des dunklen Metalls, dann verschwand die Waffe vor ihren Augen. Aber sie hatte gesehen, wie Wilde den Arm nach vorn gestreckt hatte.

Er zielte, und er schoß.

Carmen sah nicht, ob er getroffen und welches Ziel er sich ausgesucht hatte. Daß er nicht zufrieden gewesen war, bewies sein zweiter Schuß.

Einen Erfolg erzielte er nicht. Der Killerbaum hatte das Lokal längst zerdrückt, und nichts hielt ihn auf dem Weg zu Rocco auf. Welches Hindernis hätte ihn auch stoppen sollen?

Sie lief schneller, wobei sie den Eindruck hatte, auf der Stelle zu treten.

Noch zwei Schritte, dann war sie da, aber auch der verfluchte Baum befand sich in Roccos unmittelbarer Nähe.

Carmen griff zu. Ihre Finger berührten bereits seine Schultern, aber sie rutschten ab, und Rocco hatte die Berührung auch nicht bemerkt, weil er so stark unter Angststreß litt.

Die Wurzel kam auf ihn zu wie ein nach oben gerichtetes Schwert. Und sie verfügte über eine ebenso große Kraft. Sie stach hinein in den Körper wie eine Klinge.

Die Tänzerin stand hinter ihm. Sie war gar nicht mehr in der Lage, etwas zu tun oder auch nur zu denken. Sie mußte mit ansehen, wie sich die starke Wurzel in den Körper hineingebohrt hatte und den Mann in die Höhe schob. Erst jetzt hatte Rocco Wilde wohl bemerkt, was mit ihm geschehen war. Da war der erste Schock vorbei. Er spürte jetzt die gräßlichen Schmerzen, die durch seinen Körper tobten. Sein

Schreien klang erstickt, denn aus seinem Mund löste sich etwas Dunkles Blut!

Carmen schaute zu. Es war für sie ein zur Realität gewordener Alptraum, dem sie nicht entwischen konnte. Da gab es kein Aufwachen, und alles war vorbei. Nein, sie mußte den Tod ihres »Chefs« erleben, war eine Zeugin, und sie wußte auch, daß sie die nächste sein würde, denn die anderen Wurzeln kratzten bereits mit ihren Spitzen dicht vor ihr über den Boden.

Sie kamen immer näher. Sie waren wie lange, tötende Finger. Bösartige Messer mit grausamen Schneiden.

Carmen kam nicht mehr zurecht. Sie jammerte vor sich hin. Schräg über ihr war die Wurzel mit ihrer Beute in die Höhe geglitten und bewegte sich ähnlich wie der Arm eines Kraken, dann schwang sie herum, um ihre Beute in das Geflecht der Äste zu pressen.

In diesem Augenblick riß- auch bei Carmen die Starre. Sie hatte eingesehen, Rocco nicht mehr helfen zu können, und sie drehte sich auf der Stelle herum.

Weg - fliehen! Hinein in den Wagen, wo sie zwar auch nicht sicher war, weil sie überzeugt war, daß dieser Baum alles vernichtete, was sich ihm in den Weg stellte, aber sie hatte zumindest so etwas wie eine Galgenfrist bekommen.

Sie rannte, als wäre der Teufel mit einer neunschwänzigen Peitsche hinter ihr her. Ihr Mund stand offen. Das Gesicht war einzig und allein eine Maske. Die Furcht ließ sie schreien und jammern zugleich. Ihre Lippen zitterten, und die Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Die Umgebung war nicht mehr klar zu erkennen. Den gelblichweißen Wagen sah sie als hellen Schatten. Das Licht aus den Fenstern schuf weitere Orientierungspunkte. Es ließ auch die Tür erkennen, gegen die Carmen prallte, weil sie nicht rechtzeitig genug hatte abstoppen können. Was hinter ihr geschah, sah sie nicht mehr. Sie hörte auch Roccos Schreien nicht. Alles war anders geworden, die Welt bestand für sie aus einer dumpfen Watte.

Sekunden später hatte sie den Wagen betreten. Die Tänzerinnen starrten sie an. Carmen schaute zurück, Panik in den Augen, zitternd.

Noch waren die Gesichter weit entfernt. Verzerrt wie Masken an Halloween.

Es war Sandra, die sie packte und durchschüttelte. »Was ist los? Verdammt, Carmen, rede doch!«

Sie ließ alles mit sich geschehen. Sie wollte und konnte nicht mehr. Der Anblick war zuviel gewesen. Plötzlich sprachen alle anderen auf sie ein, und ihre Stimmen bildeten in Carmens Kopf ein wirres Durcheinander, dem sie nicht mehr folgen konnte.

Dann riß die Erstarrung. Carmen holte Luft. Dabei suchte sie nach Worten.

»Was ist?« Sandras Gesicht schwebte dicht vor ihren Augen. Aus den Boxen drang Rockmusik. Sie schüttelte Carmen durch. »Verdammt noch mal, nun mach doch deinen Mund auf! Was ist los mit dir? Was hast du da draußen erlebt, zum Teufel?«

Carmen blinzelte. Ein Wort hatte sie aufgerüttelt, und sie wiederholte es auch. »Teufel«, flüsterte sie. »Ja, du hast recht. Da war so etwas wie ein Teufel!«

»Wer denn?«

»Ein Mann und ein Baum. Ein Baum, der geht, der alles niederwalzt. Er hat Rocco aufgespießt wie ein Stück Fleisch. Das hat er getan, und er kommt näher.«

Bei jedem Wort war ihre Stimme schriller geworden. Ein Klang, wie er aus einem Instrument hätte stammen können, aber nicht aus dem Mund eines Menschen. Und selbst in der entferntesten Ecke des Wohnmobils war er zu hören gewesen.

Jedes Mädchen wußte Bescheid, doch glauben wollten sie den Worten nicht. Niemand reagierte. Die Tänzerinnen hielten ihre Kollegen für übergeschnappt.

Bis auf eine Ausnahme. Die blondmähnige Julia drängte sich durch und vor bis zur Tür. Sie war nicht mehr zu halten. Sie hatte ihre Freundin Carmen vor dieser Entdeckung erlebt, und sie konnte sich vorstellen, daß sie sich das nicht eingebildet hatte.

Julia riß die Tür so wuchtig auf, daß sie die Balance verlor und nach draußen stolperte. Das hatte sie nicht vorgehabt. Aber jetzt, wo sie schon einmal draußen stand, da schaute sie auch nach rechts, und sie erlebte das Geschehen wie auf einer Bühne, denn dort spielte sich ein wahrer Alptraum ab.

Wo sie hinschaute, hatte nie zuvor ein Baum gestanden. Aber plötzlich war er da. Wie vom Himmel gefallen. Nur war das nicht eingetreten, dieser Baum bewegte sich auf seinen Wurzeln. Er tänzelte, und er war tatsächlich in der Lage, auch sein Astwerk zu bewegen. Die einst so starren Zweige und Äste wirkten in diesen Augenblicken wie aus Gummi.

Dementsprechend beweglich waren sie auch.

Sie hatten sich eine Beute geholt. Denn vor dem noch nicht ganz dunklen Hintergrund des Himmels zeichneten sich deutlich die Umrisse eines Menschen ab, der in der Baumkrone gefangen war und dabei herumgestoßen wurde.

Sein Körper schwang auf und nieder. Aber er wurde nicht nur von irgendwelchen Zweigen umklammert, eine Wurzel hatte sich in die Höhe gebogen und ihn durchbohrt.

Rocco Wilde war tot. Das wurde Julia in diesen Augenblicken klar. Er konnte einfach nicht überlebt haben.

Julia ging zurück, ohne es zu merken. Erst als sie mit dem Rücken

gegen die Kante der offenstehenden Tür stieß, da erwachte sie aus ihrer Erstarrung.

Plötzlich sah sie die Realität mit anderen Augen. Und sie wußte auch, daß sich Carmen nicht geirrt hatte.

Es gab den Killerbaum. Er hatte sich sein erstes Opfer geholt, und er war tatsächlich dabei, sich dem Wagen zu nähern, wo weitere auf ihn warteten.

Bevor sie einstieg, warf sie einen letzten Blick auf dieses verfluchte Monstrum.

Irrte sie sich, oder hockte dort tatsächlich ein Mann im Geäst?

Sie konnte es nicht genau sagen, aber möglich war alles. Beinahe wäre sie noch über die Stufe gestolpert. Soeben noch konnte sie sich abstützen. Dann schlug sie die Tür hinter sich zu und wurde mit Fragen bombardiert.

»Die Hölle ist los!« brüllte Julia in den Wirrwarr hinein und schaffte es sogar, ihn zu übertönen. »Die Hölle, versteht ihr?«

Die anderen schwiegen.

»Carmen hat recht behalten. Es ist - es ist - verdammt noch mal! Da draußen ist ein Baum, der Menschen killt. Er durchbohrt sie mit seinen Ästen und Wurzeln.« Sie schlug gegen die Stirn. »Das müssen wir uns vor Augen halten.« Dann drückte Julia eine Kollegin zur Seite, daß diese beinahe zu Boden gefallen wäre. Mit langen Schritten eilte die Tänzerin auf den Fahrerplatz zu. »Wir müssen weg!« brüllte sie dabei. »Wir müssen sofort weg!«

»Wohin denn?«

»Scheiße!« schrie sie. »Das ist doch egal!« Zitternd ließ sie sich auf den Sitz fallen. Jetzt kam ihr zugute daß der Schlüssel steckte. Julia drehte ihn herum, und der Motor sprang auch sofort an. Bisher war das Fahrzeug immer in Ordnung gewesen, und das war auch diesmal der Fall.

Sie hörte das Geräusch wie die schönste Musik, legte den Gang ein, schaltete sehr schnell hoch, als sie in eine Rechtskurve fuhr, um den Campingplatz zu verlassen. Er war breit genug und rechts und links von dichten Hecken umsäumt, die auch im Winter ihre Blätter nicht verloren.

Sie schaltete die Scheinwerfer ein. Das kalte Licht fiel auf eine freie Fläche, wo glücklicherweise kein Baum als Hindernis stand.

Julia durfte nicht daran denken, was sie gesehen hatte. Sie mußte sich auf das Fahren konzentrieren. Eine geübte Autofahrerin war sie beileibe nicht, und auch jetzt fürchtete sie sich davor, die Durchfahrt nicht zu erwischen, die immer enger zu werden schien. Das war natürlich Einbildung, aber es ging eben nicht anders. Andere Gesetze beherrschten sie. Nichts war mehr so wie noch vor einer Stunde.

Die anderen Tänzerinnen hatten die Vorhänge an den Scheiben zur

Seite gezogen. Sie schauten nach draußen und verrenkten sich dabei die Köpfe. Als Julia Schreie hörte, war ihr klar, daß auch die anderen den wandelnden Baum gesehen hatten.

Femlicht!

Noch mehr Gas.

Sie stand unter Druck. Der Ausgang war überdeutlich zu sehen. Das Haus daneben, in dem sonst der Kontrolleur saß und die Schranke bedient. Sie war jetzt offen.

Freie Fahrt!

Da geschah es. Anderes Lieht tauchte in das Fernlicht ihres Wagens ein.

Julia wurde geblendet. Sie verriß das Steuer. Nicht sehr weit, nur eine Idee, aber das reichte aus.

Der Wagen schlingerte nach rechts. Die Hecke war da, aber auch das Haus, gegen das sie rammte. Hinter ihr schrien die Mädchen auf. Einige, die auf den Betten gelegen hatten, rutschten über die Ränder hinweg und fielen zu Boden. Andere riß es einfach um.

Julia wurde nach vorn geschleudert. Die Reifen drehten durch. Sie würgte den Motor ab, und sie prallte mit dem Kopf noch zweimal gegen den Lenkradring, da sie nicht angeschnallt war.

Benommen blieb die Tänzerin hinter dem Steuer sitzen.

***

Ich fuhr, und ich fuhr nicht langsam. Ob es eine Abkürzung bis zu unserem Ziel gab, war durchaus möglich, aber daran dachten wir jetzt nicht. Wir hielten uns auf dem normalen Weg und auch weg von Duncton, dem nicht sehr großen Ort, der mit seinem schwachen Lichterglanz die Dämmerung erhellte.

Vor uns lag die graue Suppe, in die das Licht unserer Scheinwerfer hineinstach. Ich fühlte mich aufgewühlt. Suko erging es ähnlich, weil wir beide davon ausgingen, daß wir uns beeilen mußten, sonst war alles umsonst.

Das Wissen war einfach da. Niemand konnte sagen, woher es stammte, und so jagten wir weiter durch den hereinbrechenden Abend. Nicht auf den Hauptwegen, die sicherlich nur im Sommer dicht befahren waren, wenn die Urlauber auf ihren Campingplatz wollten.

Der Weg dorthin war nicht sehr breit, und der Asphalt endete auch bald.

Normaler Belag, bedeckt mit kleinen Steinen und dürren Grasbüscheln huschte unter unseren Reifen hinweg. Weiter vor uns zeichneten sich im wirklich allerletzten Licht des Tages die unterschiedlich hohen Wipfel der Bäume ab. Dieses Bild sah aus wie eine gewellte finstere Naht.

»Dort muß es sein!« sagte Suko.
Ich nickte nur. Dieses Wissen heizte mich noch stärker auf, und mein Fuß trat das Pedal tiefer.
Bisher waren wir durch die Dunkelheit gefahren, was sich urplötzlich änderte und mich dazu veranlaßte, wütend zu fluchen. Uns stach ein grelles Licht entgegen, Fernlicht, das genau unseren Wagen traf und uns blendete.
Ich fluchte lauthals und hupte auch, aber das Licht verschwand nicht, und wir kamen ihm immer näher.
Bis es plötzlich anfing zu tanzen, als hätte eine gewaltige Pranke das Fahrzeug brutal geschüttelt.
Da ist etwas passiert! schoß es mir durch den Kopf.
Suko formulierte den Gedanken mit lauter Stimme. Und dann mußte ich stark bremsen, denn wir waren dieser anderen Quelle plötzlich sehr nahe gekommen, und wir sahen auch die Trümmer des kleinen Wärterhäuschens neben einer hochkant stehenden Barriere.
Der Rover rutschte noch über die Erde hinweg. Sein rechtes Heck schlug zur Seite hin aus, aber wir kollidierten noch mit dem dunklen Buschwerk. Nur ein paar Blätter glitten über das äußere Blech hinweg.
Zugleich huschten die beiden Sicherheitsgurt an unseren Körpern in die Höhe. Die vorderen Türen flogen so heftig auf, als wollten sie aus den Angeln gerissen werden.
Draußen hörten wir sofort die Schreie aus dem Wohnmobil.
Frauenstimmen, das waren die Mädchen.
Ich hatte es näher bis zur Tür und hoffte, daß sie nicht klemmte. Die Türen vorn ließ ich geschlossen, ich zerrte die in der Mitte auf, betrat den Wagen und sah mit einem Blick, daß die Tänzerinnen bei dem Aufprall ganz schön herumgewirbelt worden waren. Ernsthaft verletzt schien jedoch keine zu ein.
»John, komm her!«
Sukos Stimme war für mich ein Alarmruf. Ich kümmerte mich nicht um die Tänzerinnen, sondern knallte die Tür wieder zu und war mit zwei Sprüngen bei meinem Partner.
Er hatte für mich keinen Blick, sondern schaute nach vorn, auf die Mitte des Platzes.
Dort hatte sicherlich nie ein Baum gestanden. Er hätte für die Wagen ein zu großes Hindernis gebildet. Jetzt aber war einer da, und er, wirkte auf uns nicht nur wie ein Fremdkörper, sondern auch wie ein hoher Fels, der sich so einfach nicht mehr würde aus dem Weg räumen lassen.
Es war der Killerbaum!
Er stand auf seinem Wurzelgeflecht, wippte sogar noch leicht, was auch daran liegen konnte, daß sich die Äste bewegten, denn sie hielten den Körper eines Mannes fest und bewegten sich jetzt nach

vorn.

Es sah nicht nur so aus, als wollten sie den Mann nach vorn wuchten, sie schleuderten ihn auch vor. Der Tote wirbelte wie ein Stein durch die Luft, prallte zu Boden, rutschte dort noch ein Stück weiter und blieb schließlich dicht vor unseren Füßen liegen.

Trotz der schlechten Lichtverhältnisse sahen wir sofort, daß diesem Mann nicht mehr zu helfen war.

Dann aber hörten wir das Lachen!

Zugleich schauten wir hoch und sahen in der Baumkrone die Gestalt eines zweiten Mannes.

Es war Jerome Hastings, der Förster!

***

Die Überraschung war nicht mal sehr groß. Suko sprach das aus, was ich auch dachte. »Also doch. Er ist es. Er hat sich mit ihm verbündet. Meine Güte!«

Ich versuchte nachzurechnen, wie groß die Entfernung war, die uns trennte. Eigentlich eine beruhigende Anzahl von Metern. Wenn sich uns die Zweige und Äste entgegensenkten, würden sie uns kaum erwischen können. Aber der Killerbaum würde nicht stehenblieben, das war uns auch klar. Er würde seinen Weg fortsetzen, um noch mehr Blut zu bekommen, um weiterhin existieren und wachsen zu können.

Auch in der Dunkelheit fielen uns seine gewaltigen Wurzeln auf. Sie waren so kräftig und zugleich dehnbar, daß sie ohne weiteres das Gewicht des Baumes tragen konnten.

Er stand auch nicht still, sondern wippte leicht hin und her. Suko hatte die Dämonenpeitsche gezogen. Die drei Riemen waren ausgefahren.

Schon einmal hatte er mit dieser Waffe dem Killerbaum einen Nadelstich oder eine Verletzung zufügen können. Diesmal sollte und würde es dabei nicht bleiben.

Noch taten wir nichts. Keine Übereilung, denn wir wollten auch mehr über die Existenz und das Verhalten des Försters wissen. Zwar hatten wir ihn noch nie zuvor gesehen, aber das mußte er einfach sein. Es gab keine andere Lösung.

Er lachte nicht mehr, aber er hatte sich bewegt, ohne jedoch weit von der Stelle gekommen zu sein. Im Prinzip nahm er noch immer den gleichen Platz ein. Nur beugte er seinen Körper jetzt vor. Mit einer Hand winkte er uns zu. »Kommt her!« schrie er uns entgegen. »Kommt ruhig näher. Ihr wollt doch sicherlich den Fall lösen!«

»Sicher, Mr. Hastings!« rief ich zurück. »Sie sind doch der Förster oder?«

»Ja, der bin ich.«

»Und Ihnen gehört der Baum, wie?«

Abermals hörten wir seine Lache. Sie hallte uns über den kahlen Platz entgegen. »Ja, es ist mein Baum. Ich habe ihn mir gewünscht. Ich wußte schon immer, daß er etwas Besonderes war. Ein Blutbaum, eine Geißel für diejenigen, die ihn geschaffen haben.«

»Geschaffen?« rief Suko. »Wer soll ihn denn geschaffen haben? Doch nicht die Menschen, die er geißeln will.«

»Doch, es sind die Menschen gewesen, das weiß ich genau. Indirekt haben sie mit seiner Veränderung zu tun gehabt. Denn sie benutzten den Wald als Müllkippe. Sie luden all ihren Dreck genau dort ab, wo er wuchs. Er war einmal prächtig. Er war ein Prunkstück, eine stämmige Eiche, aber der Abfall hat ihn verseucht. Öl wurde in den Boden gekippt. Chemikalien, deren Herkunft nicht bekannt wird, kamen hinzu. Sie fingen an, an ihm zu nagen, und sie schafften es schließlich, ihn zu zerstören. Er verlor seine Blätter, er verlor seine Kraft, und ich konnte zuschauen, wie dies alles geschah. Aber ich konnte nichts dagegen machen. Ich habe versucht, ihn zu pflegen, ich habe auch herauszubekommen versucht, wer sich alles an ihm versündigt hatte. Es war nicht möglich gewesen, denn es war vor meiner Zeit geschehen. Alles ist verseucht in seiner Umgebung, aber auch das Tote kann leben, wenn die Kraft eines anderen dafür Sorge trägt. Und das ist geschehen.«

»Heißt der andere zufällig Mandragoro?« rief ich dem Förster zu.

Mit diesen Worten hatte ich ihn überrascht, denn er fragte zurück: »Du kennst ihn?«

»Ja.«

»Dann weißt du auch, daß er ihn leitet. Es ist sein Geist, der ihm das Leben zurückgegeben hat.«

»Nein, das ist kein Leben!« widersprach ich laut. »Es ist nur ein Existieren, denn er lebt nicht mehr, wie wir es von den gesunden Bäumen her kennen. Sie ernähren sich von den Salzen im Boden, von dem Wasser, vom Licht der Sonne, aber nicht er.«

»Ich weiß, ich weiß!« schrie Hastings keifend zurück und lachte sogar dabei. »Er ernährt sich von etwas anderem.«

»Von Blut!«

»Vom Blut derer, die ihn getötet haben.«

»Und was hatten die beiden Frauen damit zu tun?« fuhr Suko ihn an.

»Oder der Mann, der vor uns liegt?«

»Sind es nicht Menschen?«

»Es ist nicht zu übersehen.«

»Eben - Menschen. Und Menschen haben ihn vernichtet. Jetzt holt er sich die Nahrung auf seine Art und Weise, denn man hat ihm das Wasser und die Nährstoffe aus dem Boden genommen. Es ist seine Rache, und ich weiß, daß er wieder erstarken wird. Dann werde ich dafür sorgen, daß er wächst und zu einem Baum wird, wie ihn dieses

Jahrhundert noch nicht hervorgebracht hat. Ich weiß, daß ich auf dem richtigen Weg bin, und ich werde mich von keinem aufhalten lassen, auch nicht von euch. Bisher habe ich meine Rolle gut gespielt. Niemand hat an mich gedacht, und ich brauchte auch weiterhin keine Zeugen.«

»Sie haben eine Frau. Sie haben Kinder!« hielt ich ihm vor.

»Ja, ich weiß. Und ich will, daß meine Kinder in einer gesunden Umwelt aufwachsen. Ich werde dafür sorgen, daß auch sie diesen Baum lieben, denn er ist inzwischen so etwas wie mein drittes Kind geworden. Aber das werdet ihr nicht verstehen.«

»Immerhin kannten wir Mandragoro«, hielt Suko ihm entgegen. »Wir kennen ihn sogar recht gut…«

»Vergeßt ihn.«

»Warum?«

»Weil er ihm nur das neue Leben eingehaucht hat. Er kann nicht immer hier in dieser Gegend bleiben. Ich habe ihn gesehen. Ich weiß, wie er sich quält, wie er darunter leidet, daß in der gesamten Welt die Natur zerstört wird. Hier hat er sein Zeichen hinterlassen, und jetzt ist er dabei, in einem anderen Teil dieser verruchten Welt zuzuschlagen. Mir hat er die Verantwortung für diesen Baum, überlassen, und ich werde ihn nicht enttäuschen.«

»Wie sieht das aus?« wollte ich wissen.

»Das sagte ich schon. Er braucht Blut. Er braucht den Lebenssaft derjenigen, die ihn vernichtet haben. Solange, bis er wieder zu seiner alten Pracht erblüht ist.«

Suko und mir war es klar, daß Hastings sein Versprechen unter allen Umständen einhalten würde. Er hatte sich völlig mit diesem Baum und dessen Rache identifiziert.

Wir schauten uns an.

Du oder ich?

Unsere Blicke sprachen Bände. Suko bewegte seine Peitsche. Ein Zeichen, daß er es versuchen wollte.

In unsere Überlegungen hinein hörten wir das Kratzen. Der Baum vor uns bewegte sich! Er hüpfte in die Höhe, holte Schwung und marschierte los.

Er wollte uns.

Natürlich brauchten wir nur auf den Toten zu schauen, um zu wissen, welches Schicksal uns blühte. Mit einer Silberkugel war wohl nicht viel auszurichten, mit dem Kreuz ebenfalls nicht. Blieb also wieder nur Sukos Peitsche, die in der Tat zu einer wertvollen Waffe geworden war. Es fiel mir nicht leicht, denn auch ich wollte ihn haben, aber ich nickte Suko zu, daß er es übernahm, sich dem Baum entgegenzustellen.

»Okay, dann gib mir Rückendeckung!«

»Wie das?«

»Dir wird schon etwas einfallen«, sagte er, bevor er ging und mich stehenließ.

Ich schaute auf Sukos Rücken und auf den Baum, der allmählich näher kam, aber ich blickte nicht zu Boden, und genau das war mein Fehler, denn das Wurzelwerk hatte sich nach vorn gedrängt. Es war schnell wie eine Schlange, und ebenso lautlos huschte es auf mich zu. Plötzlich spürte ich die Fessel um meinen rechten Knöchel.

Das Bein wollte ich zurückzerren. Es war nicht mehr möglich. Den Ruck bekam ich noch mit. Mein Fluch löste sich, als ich rücklings über den Boden schwebte und bemerkte, wie Suko herumzuckte, dann aber prallte ich wuchtig auf und hatte die angewinkelten Arme im letzten Augenblick zurückdrücken können, um den Aufprall abzufangen.

Dennoch spürte ich ihn bis in meinen Kopf hinein, wo sich die Stiche netzartig ausbreiteten.

Meine Chance war verschwunden, denn die verdammte Wurzel zerrte mich auf den Baum zu…

***

Der Förster lachte nicht, denn was er mir entgegenschickte, war mehr ein Schreien. Ein Lachen wie bei einem Wahnsinnigen, denn er glaubte nicht mehr daran, daß wir noch eine Chance hatten.

Ich lag auf dem Rücken und wurde über den flachen Boden gezerrt. An Suko vorbei, der so rasch nicht hatte eingreifen können. Sein überraschtes Gesicht verschwand vor mir wie ein bleicher Schatten. Ich hatte auch keine Zeit mehr, mich um Suko zu kümmern, ich war mir jetzt selbst der nächste und wuchtete meinen Körper, noch während ich über den Boden geschleift wurde, in die Höhe.

So geriet ich in eine sitzende Haltung, ohne allerdings zu stoppen, aber der nächste Druck und das Ausstrecken der Arme brachte mich der verdammten Wurzel näher, deren Ende sich um meinen Knöchel gewickelt hatte. Ich wollte zupacken und bekam wie nebenbei mit, daß der verdammte Baum gar nicht mehr weit entfernt war und beinahe schon über meinem Kopf das Geäst wippte.

Da riß mich die Wurzel hoch.

Wieder war es der Ruck, dem ich nichts entgegensetzen konnte. Zwei Sekunden später befand ich mich in einer verdammt schlechten Lage, denn ich hing mit dem Kopf nach unten. Das Blut war mir in den Kopf geschlossen, ich konnte nicht mehr klar sehen, und der Boden verschwamm vor meinen Augen.

Das linke Bein wurde von einer zweiten Wurzel gepackt und nun hing ich richtig fest.

Und nicht nur das. Ich schwankte plötzlich über dem Boden wie ein langes Pendel. Wie vom Wind getrieben, wehte ich von einer Seite auf

die andere, und von links her sprang ein Schatten auf mich zu. Suko wollte mich festhalten, um mich aus dieser Lage zu befreien, aber er griff daneben, denn der nächste Ruck brachte mich aus seiner Reichweite.

Ich klatschte gegen Zweige, die zum Glück nachgaben, aber ein Ast bohrte sich in meine linke Hüfte.

Es wurde kritisch. Ich versuchte, mich irgendwie zu schützen, aber ich bekam meine Arme nicht richtig hoch, so schabten Zweige auch über mein Gesicht und meinen Körper.

Und immer wieder griffen die Zweige zu, in denen die gleiche Kraft steckte wie in den Wurzeln. Plötzlich hörte ich die Stimme des Försters ganz nah.

»Wie die Frauen!« keuchte er. »Wie die Frauen! Sie sind zu nahe an uns herangekommen. Ich habe die zweite in den Graben geworfen. Sie sollte im Schlamm versinken…«

Er lachte widerlich, was mich zwar störte, aber ich konnte ihm dieses Lachen nicht wieder in sein Maul hineinschlagen, denn mittlerweile war ich umschlungen wie von einem Kokon. Mich hatte es am Oberkörper erwischt, aber auch an den Beinen. Ich war wehrlos und wurde dorthin gezerrt, wo der Förster hockte.

Ich riß weit die Augen auf. So konnte ich sehen, wie bequem er es sich gemacht hatte. Ihn hielten die Zweige nicht umschlungen. Er konnte sich frei bewegen, wie er wollte, und er drehte sich mir zu. Ich sah die Flecken in seinem Gesicht, wo auch die Augen auffielen, denn in ihnen leuchtete der reine Fanatismus.

»Töten werde ich dich! Töten - töten! Und ich werde zuschauen, wie dein Blut an den Zweigen und Ästen meines Lieblings hier herabrinnt, um ihm neue Kraft zu geben.«

Um mir sein Versprechen deutlich zu machen, holte er ein Messer hervor. Er hatte es unter seiner Jacke versteckt gehabt, und dieses Instrument konnte einem Angst einjagen. Es war kein normales Messer, sondern eine Waffe, die schon einer Machete glich. Mit ihr schnitt man Zweige, Blumen oder was immer ab.

Und jetzt sollte meine Kehle an der Reihe sein. Er beugte den Oberkörper in meine Richtung und kam mir mit der Klinge immer näher.

Über die flache Seite hinweg klang mir das Kichern entgegen.

Verflucht noch mal, ich konnte mich nicht bewegen. Nicht einmal so rucken, daß der Förster einen Stoß bekam und von seinem luftigen Platz nach unten fiel.

»Jetzt!« sagte er. Und da fiel der Schuß!

***

Es war alles so schnell über mich gekommen, daß es mir kaum

gelungen war, über meine Lage nachzudenken. Ich sah nur das Resultat des Schusses, denn auf der Stirn des Försters platzte plötzlich eine dunkle und auch rote Blume auf.

Das Messer erreichte mich nicht mehr. Auf halber Strecke sackte die Hand weg. Sie war leblos und schlaff geworden, ebenso wie der gesamte Körper, der sich nicht mehr halten konnte und das Übergewicht bekam. Er fiel nach vorn, dann in die Tiefe und genau auf das Wurzelwerk zu, das den Toten für einen Moment auffing, ihn dann wieder in die Höhe drückte, und was danach geschah, sah ich nicht mehr, denn Sukos Stimme lenkte mich ab.

»John, ich muß es tun!«

Den Kopf konnte ich noch drehen, weil mein Hals zum Glück nicht eingeschnürt war. »Dann schlag zu!« brüllte ich.

Mein Freund, der mich durch den Schuß gerettet hatte, hielt sich außerhalb des Wurzelwerks auf. Er war auf Nummer Sicher gegangen, aber er startete plötzlich wie ein Rennläufer. Ich sah nur einen Schatten über den Boden huschen, und dann schlug er mit seiner Dämonenpeitsche in das Wurzelwerk hinein.

Ich hatte alles mitbekommen und sah, wie Suko zurückspang. Dann aber fingen die Wurzeln für einen winzigen Moment an zu knistern, und in der selben Sekunde schössen die Flammen hoch. Viel größer als noch vor kurzem…

***

Das war der Augenblick, wo ich mich fragte, ob Suko richtig gehandelt hatte.

Ja, er hatte es getan. Wäre er in den Killerbaum hineingeklettert, wäre es ihm so ergangen wie mir. Davon hätten wir beide nichts gehabt. So bekam zumindest einer die Chance - oder ich auch noch?

Das Feuer war anders.

Es breitete sich rasch aus. Ich hätte schon längst seine Hitze spüren müssen, die mir von unter her entgegenstrahlte, aber das war nicht der Fall.

Ich schaute voller Furcht in das Feuer, dessen Flammenzungen eine ungewöhnliche Farbe angenommen hatten. Sie waren nicht rot und auch nicht gelb, sondern eher dunkel. Von einer grünen und braunen Farbe durchzogen, und sie sonderten dabei einen widerlichen Gestank ab.

Er raubte mir den Atem. Er hüllte zuerst den unteren Teil des Baumes ein, stieg immer höher, geriet auch in meine Nähe, als wollte er mich dort ersticken. Noch hielten mich die verdammten Fesseln. So gut wie möglich bewegte ich mich, um die Dinger zu lockern.

Das Wunder geschah!

Oder war es kein Wunder und hing nur damit zusammen, daß das

Feuer dem Baum bereits einen Teil der Kraft genommen hatte? Jedenfalls konnte ich den Druck der Zweige brechen. Sie peitschen von meinem Körper weg wie dünne Gummiarme, und selbst an den Knöcheln löste sich der Druck.

Ich aber rutschte.

Dann fiel ich nach unten. Hinein in den Rauch, der mir entgegenquoll.

Ich wollte schreien, nach Suko rufen, aber der verdammte Rauch nahm mir die Stimme und nicht nur die Sicht.

Aber ich hatte Glück, denn meine um sich schlagenden Hände fanden plötzlich einen Halt. Diesmal war es ein Ast. Viel brachte er auch nicht, denn das Feuer mußte ihn schon angegriffen haben. Als er mein Gewicht spürte, hängte er sich durch, doch ich war dem Erdboden näher gekommen, und zu hoch hatte ich auch nicht im Baum geklemmt.

Deshalb ließ ich mich fallen.

Ich fiel hinein in die dicken, stinkenden Rauchwolken und hoffte nur, daß ich Suko nicht auf den Kopf sprang. Nein, auf dem Erdboden schlug ich auf. Die Wucht riß mich von den Beinen. Ich kippte nach vorn und wußte, daß ich zumindest einige blaue Flecken abbekommen hatte. Das aber ließ sich ertragen.

Dann stand plötzlich Suko neben mir. Er zerrte mich weg aus diesem dicken Rauch, dorthin, wo wir beide wieder freier atmen konnten.

Wir schauten nach vorn.

Der Baum brannte. Er verbrannte. Denn die Flammen schlugen jetzt hoch bis zu den Wipfeln. Sie bildeten ein großes Feuer, einen Ball, in dem die grünen und braunen Zungen diesen mordenden Baum, der einmal eine stolze Eiche gewesen war, zerstörten. Warum erst jetzt und nicht schon beim ersten Peitscheneinsatz, war mir noch nicht klar.

Der Stamm glühte dabei wie ein Stück Holz, das unter dem Grill liegt.

Und wir sahen auch den toten Förster. Sein Körper sah aus, als wäre er vom Licht aus der Hölle bestrahlt.

Der Stamm brach zuerst.

Ein häßliches Geräusch drang an unsere Ohren. Er knackte förmlich zusammen. Er ging in die Tiefe. Da riß die Rinde nicht nur, sie platzte nach allen Seiten weg, und die kleinen Stücke bildeten glühende Raketen, vor denen wir uns in Sicherheit brachten.

Als wir die Stimmen hörten, drehten wir uns um. Es gab wohl keine Tänzerin mehr, die es noch im Wohnmobil ausgehalten hätte. Alle Mädchen standen im Freien und schauten dem Vorgang fassungslos zu.

Vielleicht begriffen sie jetzt, welches Glück sie gehabt hatten. Ein

Glück, das ihren beiden Kolleginnen Linda und May versagt geblieben war.

Wir sprachen nicht darüber, nur wußten Suko und ich sehr genau, daß der Fall für uns noch nicht beendet war. Hier war ein Mann gestorben, der Familie gehabt hatte. Eine Frau und zwei Kinder. Es war unsere Aufgabe, der Frau die Nachricht vom Tod ihres Mannes zu überbringen.

Davor fürchtete ich mich schon jetzt.

Ich drehte mich um und versuchte die ersten Schritte zu gehen. Es klappte, auch wenn mir alles weh tat - aber Indianer kennen keinen Schmerz, heißt es wohl.

Die Mädchen schauten mich an. In ihren Kostümen wirkten sie irgendwie lächerlich im Vergleich zu dem Grauen, was hier abgelaufen war. Keine traute sich zu reden, deshalb sagte ich: »Ihr habt Glück gehabt, verdammt viel Glück…«

Dann ging ich zum Rover.

ENDE